Neue Fabeln
oder
Moralische Gedichte,
der deutschen Jugend
zu einem erbaulichen Zeitvertreibe aufgesetzt
von
Daniel Stoppen,
aus Hirschberg in Schlesien,
Mitgliede der deutschen Gesellschaft
in Leipzig.

Breßlau,
verlegts Johann Jacob Korn,
1745.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek München

Dem

Hoch-Edelgebohrnen, Gestrengen Herrn,

HERRN

Christian Gottlieb Glafey,

Sr. Käyserl. Cathol. Majest. Rath bey dem Commercien-Collegio im Herzogthum Ober- und Nieder-Schlesien,

wie auch hochansehnlichen Aeltesten einer Hirschbergischen Handlungs-Societät,

Meinem insonders hochzuehrenden Gönner.

Wohin? Ihr Fabeln! bleibt zurücke!
Ihr wagt euch hier zu weit; drum folgt mir in dem Stücke,
Und wählt euch einen andern Freund,
Dem sein verdienter Ruhm nicht so beschwerlich scheint;
Der mit Entzückung liest und hört,
Wenn ihr ihn öffentlich, als meinen Gönner, ehrt.
Ihr geht? Ihr bleibt bey dem Entschliessen,
Und nennt es eine Schuldigkeit,
Je nu! Glück auf den Weg! denn daß ihr dankbar seyd,
Kann meinen Glafey nicht verdriessen.

Nein

Nein! Theurer Freund! Hier gilt kein Wählen.
Wer nicht viel Gönner hat, der kann sich nicht verzählen.
Mir sind die wenigsten bekannt,
Und dazu brauch ich kaum die Finger einer Hand;
Weil ihre Zahl nicht höher tritt.
Wer nicht viel übrig hat, thut freylich groß damit.
Bin ich nun darum zu verdenken,
Daß meiner Pflicht Ergebenheit
Dir diese Fabeln hier gewiedmet und geweiht?
Ich habe sonst nichts wegzuschenken.

Ich weis, Gott Lob! sehr schlecht zu heucheln,
Noch Leuten, ohn Verdienst, durch falsches Lob zu schmeicheln.
Denn wollt ich mich so weit vergehn:
So würd ich reicher seyn, und zehnmal besser stehn.
Ich bin zu grob zu dieser Kunst;
Die Wahrheit raubt mir oft der besten Freunde Gunst;
Doch niemals meines Glafeys Liebe,
Der das, was wahr und gründlich ist,
Stets ohne Zorn und Haß, stets ohne Rachsucht liest,
Auch wenn ich noch so deutlich schriebe.

...erhaupt, die Mäcenaten
Sind fa... ...ṡeln gleich, sehr mühsam zu errathen;
Da nichts so schwer zu finden scheint,
Nichts so gar seltsam ist, als ein Gelehrten-Freund,
Der nicht die Nase höhnisch rümpft,
Nicht auf den Geldsack trotzt und unser Armseyn schimpft.
Sonst peitscht Mercur mit seinen Schlangen
Den Musen Rang und Ansehn ab;
Du aber umgekehrt, giebst ihnen Hand und Stab,
Und ziehst sie selbst aus dem Gedrangen.

Ich lobe Dich; doch nein! ich schweige,
Indem ich Dir dadurch doch keinen Dienst erzeige.
Pop! Eh ich Dir zuwider bin,
Eh werf ich den Entwurf von Deinem Lobe hin.
Du hast es selbst von mir begehrt;
Doch macht Dich dieses nicht des Lobes doppelt werth?
(Man muß der Wahrheit nichts vergeben)
So ists. Die Schuld liegt nicht an mir.
Die Demuth macht Dich groß. Was kann nun ich dafür?
Ich darf Dich nicht erst hoch erheben.

Was mich betrifft, ich mag nicht sorgen,
Ob der noch blinde Ruf vielleicht noch übermorgen
Von meinen Sachen rühmlich spricht;
Was hilft michs, wenn ich todt? warum? Ich hör es nicht.
Nur bloß der Trieb der Dankbarkeit
Wünscht diesen Fabeln hier ein Leben langer Zeit,
Damit sie mich einst überleben,
Und wenn ich nicht mehr reden kann,
Der späten Nachwelt noch, o hochverdienter Mann!
Ein Zeugniß deiner Güte geben.

Neue Fabeln.

Erstes Buch.

Die I. Fabel.

Das Podagra und das Glücke.

Das lahme Podagra begegnete dem Glücke,
Auf einer schmal-gebauten Brücke.
Es hatte keines Lust, dem andern auszuweichen,
Sie zankten um den Rang, mit vieler Heftigkeit.
Und konnten sich in langer Zeit
Des Vorzugs wegen nicht vergleichen.
Das Glücke trotzte sehr auf seinen hohen Stand.
Mein Ansehn, sprach es, ist bekannt;
Die Großen dieser Welt sind meine besten Freunde.
Mich sieht ein jeder gern; du bist der Welt zur Last,
Denn deine Gegenwart ist jedermann verhaßt;
Wer geht gern mit dir um? Du machst dir lauter Feinde.
Was? sprach das Podagra. Mich sähe niemand gern?
Als wär ich bey den großen Herrn

Nicht auch bekannt und wohlgelitten.
Laß ich mich denn nicht oft zu ganzen Jahren bitten?
Wem sprech ich wider Willen zu?
Das wird wohl Niemand sagen können;
Der Saufgott, Bacchus, muß oft mehr, als ein Paar Schuh
Nach mir zerlaufen und zerrennen;
Und holt mich dieser noch nicht ein:
So müssen Lieb und Zorn die Unterhändler seyn,
Die sich um meine Gunst bestreben
Und mir die besten Worte geben.
Ich habe wenigstens doch das vor dir voraus,
Ich halte lebenslang bey meinen Freunden aus;
Du aber läßt manchmal den besten Freund im Stiche,
Dein wankelmüthger Sinn bekömmt viel tausend Flüche,
Man nennet deine Gunst nur ein zerbrechlich Glas.
O! sprach das Glück, was hilft dich das?
Der Henker hole dich und dein Beständigseyn!
Die Leute würden dirs von Herzen gern verzeihn,
Wenn du sie gleich nicht stets mit deiner Freundschaft plagtest,
Und immer, Tag für Tag, an einem Beine nagtest.
Du Blaustrumpf! rief das Podagra.
Du Menschenmörder! schrie das Glücke.
Sie schlugen sich, und siehe da!
Das Glück zerbrach im Grimm dem Podagra die Krücke.
Da lag der Hinkenperts und konnte nicht mehr stehn,
Geschweige denn allein und ohne Führer gehn.
Durch diesen klugen Streich gewann der Streit sein Ende.
Ach! schrie das Podagra. Frau Schwester! Hilf mir auf!
Ich

Ich lasse dir den Rang, komm, leih mir deine Hände!
Es sey so, sprach das Glücke drauf;
Hier hast du meine Hand! der Zank ist abgethan;
Wir sind nicht mehr die alten Feinde,
Wir sind nunmehr die besten Freunde;
Du folgst mir nach, ich geh voran.

* * *

Das Wohl führt auch noch itzt das Weh stets an der Hand.
Wer mit dem Glücke Freundschaft macht,
Der wird in kurzer Zeit, und eh er es gedacht,
Auch mit dem Podagra bekannt.

* *

Die II. Fabel.

Der Wetterhahn und die Glocken.

Die Glocken auf dem Kirchthurm griffen,
Des Nachts, wenn Pfarr und Glöckner schlieffen,
Zuweilen einen Wetterhahn,
(Der in der Nachbarschaft, der Kirche rechter Hand,
Auf einem großen Hause stand)
Mit vielen losen Reden an.
Herr Nachbar! schrien sie, was macht ihr? Schlaft ihr schon?
Wenn kräht ihr denn einmal? Habt ihrs denn gar verschworen?
Ihr seyd wohl nimmermehr der weissen Henne Sohn;
Ohn Zweifel seyd ihr stumm gebohren;
Ihr würdet euch wohl sonst, wenn andre Hähne krähn,
Nicht stets so maulfaul finden lassen,
Und wenigstens des Nachts die Antwort nicht verpassen.
Ihr dürft ja nur auf unser Beyspiel sehn.
Wenn eine von uns klingt, gleich stimmen wir mit ein;
Man hörts auch wohl recht weit, wenn wir zusammen schreyn,
Des Sontags sonderlich, da kömmt das Volk mit Haufen
Aus allen Häusern zugelaufen,
Wenn in der Kirche gleich ein Brand entstanden wär.

Zuweilen kömmt ein ganzer Schwarm von Jungen,
Die unser Schall erregt, den Weg daher gesungen;
Gleich hinter diesen geht ein langer finstrer Mann,
Der gar erschrecklich trillern kann,
Und alle Kinder überschreyt;
Drauf folgt ein alter Herr, der aus Vergessenheit,
(Die ihn von ohngefähr vielleicht dazu bewogen)
Das Hemde übern Rock gezogen;
Acht Männer wandern hinterher,
Die einen langen Kasten tragen,
Um welchen man ein schwarzes Tuch geschlagen;
Es muß darinn was seyn, sie tragen oft sehr schwer;
Drauf kömmt die halbe Stadt, mit gleichgestellten Paaren,
Das Mann- und Weibesvolk in zwey besondern Schaaren,
Die, zweifelsohn, aus Furcht, es möcht ein Bad entstehn,
Gemäntelt und geschleiert gehn;
Wiewohl das können wir so eigentlich nicht wissen.
Doch weil es allemal auf unsern Ruf geschieht,
Daß Schul und Bürgerschaft so Reihenweise zieht:
So scheint es, daß wir sicher schliessen,
Daß man es uns zu ehren thut.
Wohl! sprach der Wetterhahn, dieß alles ist schon gut,
Ich habe nichts dawider einzuwenden.
Ich will euch auch gar gern den Vorzug zugestehn;
Allein das muß mir nahe gehn,
Daß ihr, mich und mein Thun zur Ungebühr zu schänden,
Und nichts aus mir zu machen, willens seyd.
Wem geht dadurch was ab, weil ich beständig schweige?

Ich bin ein Wetterhahn. Wenn ihr als Glocken schreyt:
So thut ihr, was ihr sollt. Wenn ich den Wind recht zeige:
So hab ich gnug gethan. Deswegen steh ich hier,
Und mehr verlangt man nicht von mir.

* * *

Wenn ich nur meiner Pflicht vollkommen Gnüge thu:
So muthet mir ein Narr umsonst was anders zu.
Wenn Hans ein Seiler ist: Man sey mit ihm zufrieden,
Wenn er nur gute Stricke macht;
Fehlt ihm die Wissenschaft, das Eisen recht zu schmieden:
Wenn das der Schmied nicht weis, so wird er ausgelacht.

* *

Die III. Fabel.

Der Reichthum.

Die Unersättlichkeit nahm einst die Menschen ein.
Sie hatten alles gnug. Was ihnen nöthig war,
Bot ihnen die Natur von freyen Stücken dar;
Und gleichwohl wollten sie nicht mit zufrieden seyn.
Ein jeder wünschte mehr zu haben;
Nicht etwan, wie man denkt, mehr Witz und Seelengaben.
Darauf ward nicht gesehn. Man wünschte sich mehr Geld.
Drum schickte Jupiter den Reichthum in die Welt,
Den Menschen nach und nach die Schätze zuzutragen,
Die dort, wo Pluto wohnt, schon in Bereitschaft lagen.
Der Bothe war nicht groß: kaum wußt er auf einmal
Zweyhundert Thaler fortzubringen,
Die man ihm noch dazu oft unterwegens stahl.
Er lief nicht hurtig gnug. Man sprach, er sollte springen,
Weil das Negotium darunter Schaden litte.
Allein er kehrte sich deswegen nichts daran;
Er blieb bey seinem kurzen Schritte,
Und kam, nach seiner Art, stets spät und langsam an.
Man schalt ihn immerzu, daß er so wenig brächte.
Er sprach: Habt nur Geduld, und laßt mir Luft und Zeit!
Ich bringe mehr nicht fort; der Weg ist schwer und weit.
Allein das menschliche Geschlechte,

Ward desto hitziger, ein Mittel zu ersinnen,
Ein grösser Capital in kurzem zu gewinnen.
Man trug erst lange Zeit vor schlimmen Ränken Scheu;
Doch endlich mußte sich der Geiz dazu entschliessen.
Drum bat man die Betrügerey,
Dem Bothen, der zeither zu Fusse gehen müssen,
Ihr fahles Pferd zu überlassen.
Der Mensch war sonst gewohnt, sie und ihr Thun zu hassen,
Deswegen gab sie gleich den Willen willig drein,
Um künftig mehr beliebt und gern gesehn zu seyn.
Der Bothe sollte nun das Geld zu Pferde holen;
Allein er wollte sich zum Reiten nicht verstehn,
Er sagte: Jupiter hat mir das nicht befohlen,
Man lasse mich zu Fusse gehn!
Nein! sprach man. Setz dich auf! Was hat es denn zu sagen?
Du mußt ja eben nicht den Geldsack selber tragen,
Die Last fällt dir zu schwer; so kömmst du leichter fort;
Und wär es auch nicht recht: Wir geben dir das Wort,
Die Schuld an deiner statt zu büssen.
Das Reiten an sich selbst kann keine Sünde seyn;
Sonst hätte Jupiter kein Pferd erschaffen müssen.
Der Reichthum willigte den Vortrag endlich ein.
Er ritt nun ab und zu, die Gassen auf und nieder;
Er brachte mehr als vor, und kam geschwinder wieder;
Kaum war er abgereist, so war er wieder da,
Und eh man sich oft seiner noch versah.
Das schlimmste war dabey, das Pferd gewöhnte sich
An ein gewisses Haus. Es war nicht wegzubringen.

Dem Reiter schien das Ding zwar anfangs ärgerlich;
Doch hat er nicht das Herz, es mit Gewalt zu zwingen;
Es bäumte gar zu sehr, drum mußt ers lassen gehen.
Des Pferdes Eigensinn hat manchen reich gemacht;
Denn wem es einmal was gebracht,
Vor dessen Thüre blieb das Aas beständig stehen.
Hingegen that es stets vor den Gelehrten scheu;
Es galoppirete vor ihrer Thür vorbey,
Als würd es Hals und Beine brechen.
Sie waren folglich auch sehr übel drauf zu sprechen,
Daß etliche nur alles nahmen,
Sie aber nichts davon bekamen.
Man lachte sie noch aus, mit ihrer Dürftigkeit,
Daß ihr berühmter Geiz so schlecht befriedigt würde.
Man sprach: Ihr nennt ja selbst den Reichthum eine Bürde:
Bedankt euch, daß euch Gott von dieser Last befreyt!
Indessen predigten die Musen Tag und Nacht,
Sie hätten gleiches Recht zu dem Besitz der Schätze;
Und das bewiesen sie aus dem Naturgesetze.
Allein was half sie dieß? Die Reichen in der Welt
Behielten die erhaltnen Gaben.
Man sprach: Sagt, was ihr wollt; nur laßt uns unser Geld,
Wir lassen euch das Recht noch mehr, als wir, zu haben.
Gott Jupiter erwog die Sache mit Bedacht,
Den Zank der Menschen beyzulegen.
Er war ergrimmt des Bothens wegen,
Der vielen gar zu viel und manchen nichts gebracht.
Drauf ließ er die Verschwendung kommen,

Und sprach, nachdem er sie in Eid und Pflicht genommen:
Befriedige die Welt! Geh hin, und stell auf Erden
Das Gleichgewichte wieder her!
Sie folgte dem Befehl, und kam und half nunmehr
Den Reichen in der Welt mit Freuden arm zu werden;
Sie wurden ihrem Gelde gram;
Man sah sogar den Geiz, aus Hochmuth sich befleissen,
Das Seinige recht sinnreich wegzuschmeissen.
Der Arme hub es auf, der nun zu Mitteln kam,
Und nach dem Bothen nichts mehr fragte;
Er konnte schon zufrieden seyn.
Was ihm der Reichthum selbst versagte,
Das bracht ihm die Verschwendung ein.

* *

Die IV. Fabel.
Das Thal und die Berge.

Zwey Berge lagen sich einander gegen über,
Darzwischen war ein tiefes Thal,
Mit diesem zankten sie des Tags wohl hundert mal.
Herr Bruder! rief ein Berg. Komm doch zu mir herüber!
Ich darf nicht, war die Antwort drauf;
Denn Ihro Niedrigkeit, der Prinz von Tiefburgshausen,
Nähm's ohne Zweifel übel auf;
Er würde, wie das Meer, für Zorn und Eifer brausen,
Und mich dafür gewiß zur Strafe ziehn;
Denn über einen Herrn, wie er ist, wegzuschreiten,
Das hat wahrhaftig schon was großes zu bedeuten.
Ein Schritt ist bald verfehlt. Wie leichte könnt ich ihn,
Wenn ich zum stolpern käm, aus Dummheit gar ertreten.
Die Sünde könnt ich ja mein Tage nicht verbethen.
O! sprach der andre Berg, die Freude möcht ich sehn;
Dem Kerle würde Recht geschehn.
Was hat er hier zu thun? Er mag bey Seite gehen.
Es schickt sich nicht für ihn hier zwischen uns zu stehen,
Als wenn er unsers gleichen wär.
Es koste was es will, ich leid es ihm nicht mehr;
Der Grobian wird noch wohl wegzubringen seyn.
Das hab ich längst gewünscht, fiel ihm der Nachbar ein;
Wie aber ist das Werk am besten anzugreifen?

So bald ein Regen sich ergießt:
So wollen wir den guten Kerl ersäufen.
Mach du es nur, wie ich! die Flut, die auf uns schießt,
Die müssen wir, und zwar zugleich von beyden Seiten,
Auf den Herr Nachbar abwerts leiten.
Wenn Wasser fähig ist, die Felsen umzuwühlen,
Und ganze Städte wegzuspühlen:
So kann sich auch das Thal ein gleiches prophezeihn.
Die Berge freuten sich darauf schon ungemein,
Und seufzten Tag und Nacht nach einem starken Regen;
Als wenn ihr ganzes Wohl darauf bestanden wär.
Es schien, Gott liesse sich, durch ihr Gebeth, bewegen;
Es zog ein Wetter auf; es regnete recht sehr.
Kaum kann ein Wolkenbruch sich häufiger ergiessen.
Die Berge welzten nun die Flut zugleich bergab
Dem tiefen Thale zu, daß es das Ansehn gab,
Ihr Nachbar würd ertrinken müssen.
Doch als das Wasser wieder fiel:
So zeigte sich das Wiederspiel,
Indem das Thal, troz der Gefahr,
Die Grund und Boden zwar gewaltig mitgenommen,
Anstatt dabey zu kurz zu kommen,
Fast noch einmal so tief und größer worden war.

* * *

Wer klug ist, wird sich nicht der Neider wegen kränken,
Warum? Sie laufen gern in ihrer Absicht blind,
So daß sie uns oft nützlich sind,
Indem sie uns zu schaden denken.

Die

* *

Die V. Fabel.

Der Staar.

Ein Staar pfiff stets das Lied: Aus meines Herzens Grunde,
Mit ungemeiner Fertigkeit,
In einem Thun zu aller Zeit,
Früh, Mittags und zur Vesperstunde.
Er machte, wie gesagt, gar keinen Unterscheid;
Man hatt ihm sonst nichts vorgepfiffen.
Wenn andre Vögel oft schon schliefen:
So sang er immer noch sein Leib = und Morgenlied.
Früh ließ er sich mit vielem Beyfall hören,
Die Leute lobten ihn, und schrien: Das klingt schön!
So einen Vogel muß man ehren!
Nachmittags, wenn er pfiff, blieb niemand bey ihm stehn,
Man schalt ihn einen Narrn, und hielt die Ohren zu.
Den Staar schien dieses zu verdrießen,
Wirth! rief er, sagt mir doch, ich weis nicht, was ich thu;
Man lobt, man tadelt mich: Ich möchte doch wohl wissen,
Wie dieses zu verstehen sey;
Mein Lied ist immer einerley,
Und dennoch wechseln Lob und Schande.
Bald rühmt man mich, wer weis? wie sehr;
Bald ist kein größrer Narr, als ich, im ganzen Lande;

Mein!

Mein! sagt mir doch einmal, wo rührt denn dieses her?
Du stimmst oft, sprach der Wirth, dein Lied zur Unzeit an.
Wenn nun die Leute deiner lachen,
Und einen Jecken aus dir machen:
So bist du selber Schuld daran.
Soll dir dein Morgenlied nicht Schimpf u. Schande bringen:
So mußt du, kurz und gut, Nachmittags gar nicht singen.

* * *

Was gut ist, ist oft nicht zu allen Zeiten gut.
Man muß behutsam seyn, in allen seinen Sachen,
Damit man nichts zur Unzeit thut;
Man kann die Tugend selbst dadurch zum Laster machen.

* *

Die VI. Fabel.

Der Kater und die Mäuse.

Ein Kater, der von Kindheit an
Sich auf der Mäusejagd mit Fleiß hervorgethan;
Ein Held, dem mehr als tausend Ratten,
Den Untergang zu danken hatten,
Ward endlich alt und schwach, und konnte nicht mehr sehn.
Die Ratten sagten ihm: Es sey ihm Recht geschehn;
Gott ließ ihn nun, zur Strafe seiner Sünden
Und auch zugleich zu ihrer Sicherheit,
Nach Wunsch verkrummen und verblinden.
Ach! sprach der alte Schalk, die Sünden sind mir leid;
Der Himmel kennt mein reuiges Gewissen;
Ich trage meine Schuld und will sie gerne büssen.
Ich fühle schon, mein Tod ist nicht mehr weit;
Gottlob! es geht mit mir zum Ende.
Ich bitt euch alles ab: Hier habt ihr meine Hände!
Kommt her, und sagt mirs zu, daß ihr versöhnlich seyd!
Die Ratten merkten gleich, wie viel die Uhr geschlagen.
Ja, sprachen sie, gar gern! Wir wollen dir verzeihn;
Doch nahe wird sich niemand wagen.
Wir können weit entfernt so gute Freunde seyn,
Als wenn wir näher zu dir kämen,

Denn dazu werden wir uns nimmermehr bequemen.
Kurz um, die Ratten liefen fort,
Und wünschten ihm Glück auf die Reise.
Drauf kam ein Dutzend junge Mäuse.
O seht doch! schrien sie, den kranken Kater dort!
Ihr Kinder! rief der Dieb, kommt her, und seht mich sterben!
Ich hab itzt gleich mein Testament gemacht,
Und euch als meinen künftgen Erben,
Mein ganz Vermögen zugedacht.
Drauf mauzt' er noch einmal, als nähm er gute Nacht;
Er hielt den Athem an, lag still und ausgestreckt,
Als wär er in der That verreckt.
Die Mäuse liessen sich, durch diese List, betrügen;
Sie sprungen auf ihn los, und tanzten um ihn her.
Man sah ein Blatt Papier zu seinen Füssen liegen,
Und dieß bestärkte sie in ihrem Wahn noch mehr.
Ach! riefen sie, seht! seht! da liegt das Testament!
Der Kater schnappte zu, und fieng auf diese Weise
Vier ihm zu nah getretne Mäuse.
Ich weis wohl, sprach der Schalk, daß ihr nicht lesen könnt.
Geht, laßt euch meinen Bauch die wahre Nachricht sagen,
Von dem, was ich euch zugedacht;
Der Rechtsfreund, welcher mir das Testament gemacht,
Wohnt ohnedem in meinem leeren Magen.

* * *

Die glatten Worte sind ein Eis, das leichte bricht.
Wer falschen Leuten glaubt, der kennt die Welt noch nicht.

* *

Die VII. Fabel.

Die zwey Schlüssel.

Ein Schlüsseloberster, ein Dietrich, welchen man
Zu allen Schlössern brauchen kann,
Sah einsmals neben sich den Kellerschlüssel liegen.
Hör, sprach er, Bruder! sag mir doch!
Wie geht dirs denn? Wie lebst du noch?
Sehr schlecht, hub dieser an; ich bin voll Misvergnügen,
Daß man so wenig aus mir macht;
Du hast es gegen mir gewiß recht hoch gebracht;
Mich läßt man, wie du siehst, den Rost noch gar verzehren.
Hingegen du? Du kannst es besser nicht begehren;
Der Hausherr führt dich selbst beständig in der Hand.
Mir wird es nicht so gut; dort häng ich an der Wand,
Bis mich die Köchinn nimmt, die manchmal aus dem Keller
Etwas zu holen hat; es graut mir oft vor ihr,
Warum? sie ist ein garstig Thier,
Dem, weil es sich nicht wäscht, der Schmutz der fetten Teller
Noch an den Fingern klebt. So bald sie mich berührt,
So werd ich auch, wie sie, besudelt und beschmiert;
Sie braucht mich ungefehr des Tags etwan einmal,
Und weiter sucht kein Mensch etwas von mir zu wissen,
Ach! stünd es nur in meiner freyen Wahl:
Ich würde gerne fleißger schliessen;

So muß ich müßig gehn, und du hast nur allein
Das große Glücke zu geniessen,
Den ganzen Tag gebraucht zu seyn.
Der öftere Gebrauch polirt dich immer feiner,
Und reibt dich glatt und schön; hingegen unser einer
Verrostet immer mehr, und wird recht mit Gewalt
Bey der verhaßten Ruh, rauch, blind, und ungestalt;
Deswegen pflegt man dich auch mehr, als mich, zu ehren.
Ich glaube gar, man kann dich nicht entbehren.
Kaum hat dich der Patron verlegt:
So überläuft ihn Zorn und Geifer;
So wird das ganze Haus durchsucht, durchforscht, bewegt.
Man fragt nach mir wohl auch, doch nicht mit solchem Eifer.
Nein! sprach der Dietrich drauf, ich geb es gerne zu;
Ich die meinem Herrn ohn Zweifel mehr, als du.
Ist das beneidenswerth? Dir scheints. Ich sage: Nein!
Du irrst dich sehr in diesem Stücke;
Beständig Dienste thun und unentbehrlich seyn
Ist eben kein so großes Glücke.

* *

Die VIII Fabel.

Die Füchse.

Sechs Füchse sassen einst bey einem todten Bäre.
Sie frassen sich erst satt; hierauf beschlossen sie,
Man wollte sehn, wer in der Compagnie
An Klugheit und an List des andern Meister wäre.
Gar wohl! rief einer gleich von diesen jungen Herrn;
(Der dumme Schelme prahlte gern,
Und glaubte für gewiß, es könn ihm hier nicht fehlen)
Hört, sprach er, wenn ihr wollt, ich will euch was erzählen;
Ich weis gewiß, ihr fallt mir alle bey,
Daß ich ein ganzer Fuchs und recht verschlagen sey.
Ich hab einmal ein Kalb, vor ungefehr vier Wochen,
Auf jenem Anger dort gesprochen;
Das war ein rechtes Kalb! Man dächte nimmermehr,
Daß so ein albern Thier von Gott geschaffen wär.
Man hätt es überreden können,
Daß Wasser, Schnee und Eis, wie Hobelspäne, brennen.
Ich log ihm rechte Flecke vor,
Und sprach, ich hätt einmal, aus Ekel vor dem Essen,
Ein brennend Scheitgen Holz gefressen.
So gern ich damals noch bey meiner Seele schwor,
So konnt ich mir doch hier so Fluch als Eid ersparen.
Was? sprach das läppsche Kalb, und gleichwohl lebst du noch?

Wie giengs denn? Brannte dir das Feuer nicht ein Loch,
Nachdem es, wie du sagst, in deinen Leib gefahren?
Nein! sagt ich, liebes Kind! uns Füchsen schadets nicht,
Denn unsre Magen sind gepicht;
Wir können ohne Schmerz geschmolznes Bley vertragen.
Doch höre nur den völligen Verlauf!
Als ich etwan acht Tage drauf
Bey einem Baume stund, mein Wasser abzuschlagen:
So rauchte mein Urin, und brannte dergestalt,
So daß davon der ganze Wald
Auf einmal eingeäschert worden.
Der Wind kam grades Wegs aus Norden,
Und half der Feuersbrunst von Baum zu Baume gehn;
Auch nicht ein einzger Stamm blieb unbeschädigt stehn.
Herr Bruder! sprach ein Fuchs, du wirst das Ziel nicht treffen;
Das kann uns kein Beweis von deiner Klugheit seyn!
Des Kalbes Dummheit trägt dir keinen Vortheil ein;
Denn das ist keine Kunst, den Unverstand zu äffen.
Du hättest mich das überreden sollen:
Da hätten wir dich loben wollen.

* * *

Man baut sich manchmal Ehrenbogen
Aus andrer Leute Schimpf, wenn man die Narren schraubt;
Dem hab ich, spricht man oft, wer weis? was vorgelogen.
Gesetzt auch, daß ers wirklich glaubt;
Du bist ein Narr, wie er, wofern du daraus schließt,
Daß du deswegen klüger bist.

* *

Die IX. Fabel.

Die Tannen und die Fichte.

In einem Walde voller Tannen
Stund einst ein einzler Fichtenbaum.
Die Tannen höhnten ihn, und sprachen: Geh von dannen!
Und mache theils uns selbst, theils unsern Kindern Raum!
Du siehst, wir mehren uns, wir ziehen unsers gleichen;
Wo aber bleibst denn du mit deiner Fruchtbarkeit?
Du stehst hier schon so lange Zeit,
Und dennoch sehen wir nicht das geringste Zeichen,
Daß du den Vorsatz nur dich fortzupflanzen hast.
Du bist dem Walde nur zur Last,
Wir aber dienen ihm; uns kann er nicht entbehren.
Du lieber Gott! Wenn wir nicht wären,
Er würde längstens kahl und ohne Bäume stehn;
Du liessest ihn nun schon zu Grunde gehn.
Ja, sprach ein Tannenbaum, der zwanzig Kinder zählte,
Ich wüßte wirklich nicht, was meinem Glücke fehlte.
Ich bin gesegnet gnug, ich seh mir meine Lust
An meiner Kinder Wohlergehen,
Die hier gesund und frisch an meiner Seite stehen.
Von diesem Glück ist dir nun leider! nichts bewußt.
Wer keine Kinder hat, der hat auch kein Vergnügen,
Die Fichte schämte sich, und dacht in ihrem Sinn:

Der Himmel ist mir gram, weil ich nicht fruchtbar bin.
Sie ließ deswegen oft viel tausend Seufzer fliegen,
So daß sie endlich gar bey nah verzweifelt wär.
Doch siehe da! es kam, nebst einem alten Manne,
Ein Dutzend lose Jungen her,
Die hieben hier den Kindern dieser Tanne
Die Köpfe fleißig ab, und machten Quirle draus.
Der alte Mann war eben nicht viel besser;
Was vor noch stehen blieb, riß dieser vollends aus.
Er nahm sein stumpfes Taschenmesser,
Schnitt alle Wurzeln ab, lief mit den Wipfeln fort,
Um selbige zur Lust in den Canarihecken
Für seine Vögel aufzustecken.
Die Fichte widerrief nunmehr ihr Klagewort.
Was, sprach sie, will ich mich der Kinder wegen grämen?
Das, was mir Gott nicht giebt, das kann mir niemand nehmen.

* * *

Wer ohne Kinder lebt, ist vieler Sorgen los;
Den pflegen Schmerz und Noth nur einfach zu bestreiten.
So viel man Kinder hat, von eben so viel Seiten
Giebt man sich auch dem Glücke bloß.

* *

Die X. Fabel.

Das gesegnete Tischtuch.

Ein Mensch, dem nichts, als alles, fehlte,
Sprach, weil ihn Noth und Hunger quälte:
Gott hat mich wohl im Zorn gemacht.
Ich weis ihm keinen Dank dafür;
Er hat mich gar zu schlecht bedacht.
Wenn er für alle sorgt! So möcht er auch wohl mir
Den Unterhalt nach Nothdurft geben;
Ich kann ja nicht vom Winde leben.
Mit einem Wort, er ließ dem Himmel keine Ruh,
Durch dieß sein unaufhörlich Klagen,
Und fluchte manchmal gar dazu.
Das Schicksal sprach: Er sollte doch nur sagen,
Wie ihm zu helfen sey? Mich hungert, schrie der Mann.
Ich habe schon zwey Tage nichts gegessen;
Und weil ich mir das Brodt nicht selbst verdienen kann:
So bitt ich, schaff mir was zu essen.
Es kann so gut nicht seyn -- wiewohl ich schreibe dir
In diesem Puncte gar nichts für.
Das Schicksal warf ihm drauf ein Tischtuch vor die Füsse.
Hier, sprach es, hast du, was dir fehlt;
Doch wenn du klug willst seyn, so wisse,
Daß den, der alles hat, oft auch der Mangel quält.

Dieß Tischtuch wird dir alles geben,
Was nur dein Wunsch verlangt; drum wünsche mit Bedacht,
Daß dir der Ekel nicht, bey deinem künftgen Leben,
Einst mehr Verdruß und Quaal, als itzt der Hunger, macht.
Schon gut! rief hier der Mensch. Ich esse gerne Fische;
Laßt sehn! die Probe mag von Stund an vor sich gehn!
Kaum aber lag das Tischtuch auf dem Tische:
So sah er einen Hecht gesotten vor sich stehn.
Dieß war für unsern Hans ein recht gefunden Fressen.
Es schmackt ihm auch gar gut; er sah nicht einmal auf,
Und schmauste so begierig drauf,
Als dächt er, sich mit eins auf ewig satt zu essen,
Kaum daß er noch davon die Gräten übrig ließ.
Ein andermal, als ihn der leere Magen
Das Tischtuch wieder decken hieß,
Ward ihm, auf sein Begehr, ein Rebhun aufgetragen.
Er fraß es schnell und hastig auf;
Und wünschte sich (warum? Er war noch nicht recht satt.)
Aus der berühmten Lindenstatt
Zwey Mandeln Lerchen oben drauf.
Er änderte auf diese Weise
Bey jeder Mahlzeit mit der Speise;
Und was nur zu erdenken war,
Sardellen, Brücken, Lachs und Austern auch so gar
Gab ihm sein Tischtuch überflüßig.
Er aß sich auch so gleich stets auf das erste mal
An allen Dingen überdrüßig.
Bis hieher gieng es gut. Doch als er mit der Wahl

Nicht weiter fortzukommen wußte,
Und seine Lüsternheit den Rückweg nehmen mußte,
Weil alles durchversucht und nichts mehr übrig war,
Woran er sich nicht schon den Ekel längst gefressen:
Verlohr er auf einmal den Appetit zum Essen.
Von nun an klagt er immerdar:
Es schmeck ihm gar nicht mehr; es grau ihm vor der Speise.
So machen es die satten Mäuse,
Die, wenn sie nicht mehr fressen können,
Das liebe Mehl nachgehends bitter nennen.
Er gieng vielmal vom Tische hungrig fort,
Und überlegte sich des Schicksals Warnungswort.
Verflucht sey, rief er oft, die Ungeneußigkeit,
Die sich nichts weis betheilt zu machen!
Der Ekel macht mich nun gescheid.
Was hilft mich itzt der Vorrath aller Sachen,
Den ich aus eigner Schuld zwar sehn, doch darben muß?
Der Henker hole dieß mein Glücke!
Hiermit zerriß der Narr, aus Eifer und Verdruß,
Sein Tischtuch selbst in mehr als tausend Stücke.

* * *

Die Lust ist in der Welt kein unerschöpflich Meer.
Wer alles haben kann, muß oft aus Klugheit passen,
Und seiner Sehnsucht stets noch etwas übrig lassen;
Sonst macht er sich nur selbst das leichte Leben schwer.
So bald er nichts mehr hat, wornach er streben kann:
So ist sein Reichthum aus, und er der ärmste Mann.

Die

* *

Die XI. Fabel.
Die Nachtigall und der Zeisig.

Ein Mann, der gern zu Hause blieb,
Hielt eine Nachtigall, die ihm, mit ihrem Singen,
Die manchmal lange Zeit gar angenehm vertrieb.
Er war den ganzen Tag von ihr nicht wegzubringen;
Er gab ihr manchen Wurm, und that mit ihr so schön,
Als wenn sein zeitlich Wohlergehn
Nur einzig und allein an ihrem Schnabel hienge.
Wie nun auf Erden alle Dinge,
Besonders Freud und Lust, von kurzer Dauer seyn:
So traf es hier auch wirklich ein;
Denn der Johannistag hieß unsern Sänger schweigen.
Er mauste sich, und pfiff nicht mehr,
Der untröstbare Mann betrübte sich recht sehr;
Manch Wittwer weis sich kaum so traurig zu bezeugen,
Wenn sein geliebter Schatz die Erde käuen muß.
Er weinte wirklich aus Verdruß,
Weil sein zeitheriges Ergötzen,
Weil seine Hausmusik so kurz geendigt war.
Die Freunde riethen ihm, den Mangel zu ersetzen.
Der Zeisig, sagten sie, singt fast das ganze Jahr,
Und kostet ungefehr etwan zwey gute Dreyer.
Drum kaufte sich der Mann so einen kleinen Schreyer;

Er

Er hieng ihn zu der Nachtigall.
Allein was war's? Des Tschätschers rauher Schall,
Der anfangs leidlich schien, ward innerhalb vier Tagen
Dem Hausherrn eine Last, die ihn nun auswerts trieb.
So gern er sonst zu Hause blieb,
Als seine Nachtigall vor diesem noch geschlagen.
Der ungeschickte Kerl schrie oft wer weis? wie sehr.
Er dachte Wunder wer er wär,
Und trieb, als wenn nur er die schönste Stimme hätte,
Noch mit der Nachtigall sein höhnisches Gespötte.
Frau Schwester! sprach er, nicht so laut!
Das Haus ist alt und schlecht gebaut,
Die Balken knacken schon von deinem starken Schreyn;
Ich bitte, schweig doch nur! der Giebel fällt sonst ein.
Was bist du gegen mir? Ich bin ein rechter Sänger!
Du singst ein Vierteljahr; verlohnt sichs wohl der Müh?
Gott ehre mich, ich singe länger.
O! sprach die Nachtigall. Du singst zwar; aber wie?
Ein einzger Ton, der mir auch ungefehr entfährt,
Ist mehr, als dein Geschrey im ganzen Jahre werth.

* * *

Ihr Wäscher! Wenn ihr wollt, so plaudert euch recht satt;
Weil euer ewiges Erzählen,
Dem Ordnung, Geist und Leben fehlen,
Ohndem nichts zu bedeuten hat.
Ein Kluger spricht ein Wort, und hat Gehör gefunden:
Ein Narr schwatzt oft umsonst zu ganzen Seigerstunden.

* *

Die XII. Fabel.
Das Kriegesschwerdt und der Studentendegen.

Es hatten sich des Vorzugs wegen
Ein Kriegesschwerdt und ein Studentendegen
Schon vielmal müd und satt gezankt.
Man hatte sie, als Leute schon bey Jahren,
Die fast nicht mehr zu brauchen waren,
Als Invaliden abgedankt.
Denn war das Schwerdt nichts auf den Hieb mehr nütze,
Das rost = und schartich war, und einer Säge glich:
So wars der Degen auf den Stich,
Warum? Er hatte keine Spitze.
Der Kriegsheld meynete, der andere müßt ihm weichen.
Nur ich, so rief er stets, gehör in Ehrensaal,
Nicht aber du und deines Gleichen.
Er überzählte sich des Tags wohl hundert mal
Die Scharten, die er an sich trug,
Durch die er sich berühmt gemacht.
Ich, sprach er, war dabey, als Carl die Franzen schlug;
Ich habe manchen Kopf bey Hochstädt in der Schlacht
Gespalten und zerfetzt, und wenn ich abgeglitten,
Manch ehrlich Schulterblatt durchschnitten.
Bey Belgrad war ich auch dabey;
Da zeigt ich mich wohl recht, mit meinen Fechterstreichen,
Da macht ich allemal auf einen Hieb zwo Leichen,
Bis endlich drauf das Siegsgeschrey

Mich wieder in die Scheide stieß,
Und Feyerabend machen hieß.
Berühm dich, wie du willst, sprach der Studentendegen;
In = = hab ich mich schon auch hervorgethan;
Und kömmt es auf das Morden an:
So bin ich dir hierinn vielleicht noch überlegen.
Mein Herr war dazumal der beste Renommiste,
Der bloß durch meiner Stösse Kraft
Manch ehrlich Mutterkind aus dieser Welt geschafft,
So bald ihn jemand nicht recht grüßte:
Gleich rief er: Hunsfott! steh! und jagt ihm, voller Wut,
Mein Eisen in den Leib, daß Leben, Geist und Blut,
Auf einen Stoß, verlohren giengen.
Wenn ich nur bey ihm war, so fragt er nichts darnach,
Wenn auch ein ganzer Schwarm vereinigt nach ihm stach;
Sie mochten ihn auch noch so stark umringen,
Er machte sich schon Platz und spadonirte sich
Die überlegne Macht mit leichter Müh vom Leibe.
Er stach die Leute todt zum Spaß, zum Zeitvertreibe;
Und dieses alles gieng durch mich.
Er nennte mich auch selbst stets seinen Menschenfresser,
Ihr Herren! sprach ein Fleischermesser,
Ihr zankt euch, wem der Rang gehört,
Und schätzt euch beyderseits der Oberstelle werth:
Ich bitt euch, sagt mir doch, wohin ihr mich denn stellt?
Wenn ihr wollt Helden seyn, weil ihr viel Blut vergossen:
So bin ich unter euch gewiß der größte Held.
Was meynt ihr? Hab ich recht geschlossen?

* *

Die XIII. Fabel.

Die Fenster und der Ofen.

Zwey Fenster, die der Frost vollkommen damascirt,
Geriethen einst auf die Gedanken,
Als wären die gefrornen Ranken
Ein Werk, das ihre Kunst so artig ausgeführt.
Sie bildeten sich auch mehr als zu viel drauf ein,
Und glaubten für gewiß, das Laubwerk an den Scheiben
Würd ewig dauerhaftig seyn,
Und immerfort so schön und flammend bleiben.
Der Ofen, ihr geschworner Feind,
Dem bey drey Tagen schon das Feuer ausgegangen,
Fror selbst, und wußte nicht, was weiter anzufangen.
Hört! fragten sie zum Spott. Wie gehts euch? guter Freund!
Die Köchinn hat euch wohl vergessen.
Ihr habt gewiß nicht viel zu fressen,
Man siehts euch an; ihr seyd nicht mehr so roth,
Ihr seht erbärmlich aus, viel bleicher, als der Tod;
Man möchte fast vor euch erschrecken.
Ein Fuder Büchenholz würd euch vortrefflich schmecken.

Wir

Wir wünschen euch als gute Nachbarsleute
Zum wenigsten davon sechs ziemlich-große Scheite.
Ja! sprachen sie. So gehts. Der Vielfraß zehrt drauf los.
Er läßt sich wohl seyn, bey dem Feuer,
Und fragt den Tod darnach, das Holz sey noch so theuer.
Der Herr vom Hause muß für einen harten Stoß
Zum wenigsten sechs Thaler geben.
Der liederliche Kerl; wie lange hat er dran?
In einem Monat ist das ganze Holz verthan.
Wenn nicht die Kacheln glühn, so weis er nicht zu leben.
Ich glaube ganz gewiß, der Kerl bäckt arme Ritter;
Das Fasten schmeckt ihm trefflich bitter,
Er wird uns auf der Welt vielleicht so bald nicht mehr
Mit seiner Glut beschwerlich scheinen,
Noch uns hinführo wie zeither,
Gewaltsam nöthigen, daß wir des Mittags weinen.
Sie plauderten noch weiter fort.
Der Ofen sagte nicht ein Wort
Zu ihrem ärgerlichen Prahlen.
Er dachte: Wartet nur! der Hausherr ist verreist,
So bald er wiederkömmt, will ich euch schon bezahlen,
Weil euer prächtger Staat doch in der That nichts heißt.
Er hörte drauf die Köchinn kommen.
Hört! rief er, habt ihrs auch vernommen?
Ihr schönen Kinder! ihr! nehmt eurer Kleider wahr!
Wo nicht; so steht ihr in Gefahr,
Daß der Damast, den euch der Frost gegeben,
Troß allem eurem Widerstreben!

Vor meines Athems Kraft nicht mehr zu bleiben weis.
Der Ofen ward geheizt, die Kacheln wurden heiß;
Die Scheiben fiengen an die Hitze kaum zu fühlen:
So nahm das Laubwerk gute Nacht;
Die Blumen flossen auf die Diehlen.
Die Fenster weinten nun, so sehr sie vor gelacht.

* * *

Wir müssen unsern Feind niemals geringe schätzen,
Noch uns aus Uebermuth an seiner Noth ergötzen.
Wie leichte wendet sich das Blatt,
Daß er Gelegenheit den Schimpf zu rächen hat!

* *

Die XIV. Fabel.
Die Lust und der Schmerz.

Der Schmerz kam mit der Lust zugleich auf diese Welt,
Es war mit allem Fleiß von Gott so angestellt;
Warum? es sollt uns hier auf Erden
Das Leben nicht zu schwer, auch nicht zu leichte werden.
Die Lust war angenehm von Reden und Gestalt,
Beständig aufgeräumt und überall willkommen;
Sie machte sich beliebt, und ward von jung und alt
Mit allen Freuden aufgenommen.
Der Schmerz im Gegentheil sah ganz verdrießlich aus,
Er redete nicht viel; und hatt er was zu sagen:
So war es weiter nichts, als ein beständig Klagen,
Drum ließ ihn niemand gern ins Haus;
Er machte sich die Leute gleich zu Feinden.
Man hatt ihn kaum gesehn, so war man ihm schon gram;
Und gleichwohl sollt er sich mit jedermann befreunden.
So oft er hier und dar zu einem Reichen kam:
So suchten ihn die Diener abzuweisen.
Bald mußte der Patron verreisen,
Bald hatt er viel zu thun, bald hielt er Mittagsruh,
Bald hieß es: Fragt nur Morgen zu!
Ihr kommt uns heute nicht gelegen.
Die Armen liessen sich viel eher noch bewegen,

Und nahmen ihn manchmal in ihre Wohnung ein.
Fuhr einem ungefehr die Holzaxt in das Bein:
So schien der Schmerz sein bester Freund zu seyn,
Der hielt getreulich bey ihm Haus.
Das Weib spatzierte manchmal aus,
Um an des Mannes statt die Nahrung fortzutreiben,
Drum mußte Bruder Schmerz indessen bey ihm bleiben,
Damit nur jemand bey ihm war.
Er wagte sich nicht eh zu hocherhabnen Leuten,
Als in der größten Leibsgefahr,
Da mußt er sie zum Tode zubereiten.
Sie hatten größtentheils zum Sterben keine Lust,
Und machten ihm oft viel zu schaffen.
Ihr müßt euch, sprach der Schmerz, nicht in die Welt vergaffen!
Wenn dieses noch nichts half: so rief er: Hans! du mußt!
Dieß war auch insgemein sein stärkstes Argument.
Bey Hofe suchte man die Lust einst einzusperren,
Als wäre sie nur bloß ein Werk für große Herren;
Dem Pöbel wurde nur des Jahrs einmal vergönnt,
Ihr Angesicht zu sehn, wenn Kirms im Dorfe war;
Kurz drauf verbot man sie den Bauern ganz und gar.
Das Schicksal war damit vollkommen schlecht zufrieden;
Denn die Partheylichkeit sprach seiner Gnade Hohn,
Die jedem unter uns, ohn Ansehn der Person,
Ein gleiches Theil von Lust und Schmerz beschieden.
Weil nun der Pöbel sich beschwerte,
Daß man ihm alle Lust verwehrte:

So gab Gott den Befehl! Es sollten Schmerz und Lust,
Und zwar den Menschen unbewußt,
Zusammen einen Tausch mit ihren Kleidern treffen.
Sie thaten es. Und seit der Zeit
Läßt auch manch Kluger sich das angenehme Kleid,
Das itzt den Schmerz verbirgt, zu seinem Schaden äffen.
Die wahr- und ächte Lust, weil sie verdrießlich scheint,
Bekömmt gar selten einen Freund;
Sie geht und muß nunmehr die Leute selber bitten,
So sehr man sich nach ihr sonst riß.
Der scheinbar-süsse Schmerz, dem man die Thüre wieß,
Ist itzund gern gesehn und immer wohl gelitten.

* * *

Wer auf das Ansehn traut, wird manchen glücklich nennen,
Der den vermummten Schmerz in seine Arme schließt.
Man kann die Lust gar leicht verkennen,
Weil sie der Kleidung nach sich nicht mehr ähnlich ist.

* *

Die XV. Fabel.
Das Echo und der Knabe.

Ein Knabe hütete die Kühe
Und zwar das allererste mal.
Er kletterte mit seinem Viehe,
Auf einen hohen Berg; gleich über lag ein Thal,
Das stieß an einen Wald, der voller Fichten stand.
Man konnte weit und breit kein schöner Echo haben,
Als das, was hier die Bäume von sich gaben.
Dem Kühmonarchen war die Sache nicht bekannt.
Er suchte seine Unterthanen,
Durch die Schallmey, zum Fressen zu vermahnen;
Er pfiff sein Hirtenlied, das Echo pfiff ihm nach.
Er sah sich um, und konnte niemand sehen;
Drum wußt er nicht, wie ihm geschehen,
Indem er sich allein zu seyn versprach.
Wer pfeift dort? Fieng er an zu fragen.
Wer pfeift dort? Hört er jemand sagen,
Und wußte doch nicht, wer es wär.
Ich bins, schrie dieser hin; ich bins, schrie jener her.
Wie heißt du? fuhr er fort. Wie heißt du? schallt es wieder.
Die Stimme schien ihm ganz bekannt zu seyn,
Er fieng schon an sich drüber zu erfreun,
Als spräch er hier mit einem seiner Brüder.
Komm zu mir! rief er ihm. Komm zu mir! klangs zurücke.

Ich

Ich kann nicht, hieß es hier. Ich kann nicht, hieß es dort.
Das gieng nun so in einem Stücke,
Fast eine Viertelstunde fort.
Nunmehro schien es unserm Knaben,
Der unbekannte Freund woll ihn zum Narren haben.
Sie schimpften sich zu beyden Theilen sehr,
Die Schurken flogen hin und her.
Der Wald sprach alle Worte nach,
Die der erzürnte Knabe sprach,
So daß die Esel selbst, nebst andern schönen Namen,
Vernehmlich wiederhohlt und stets zurücke kamen.
Ein Mann, der Kräuter las, kam ungefehr dazu;
Er hatte dem Geschrey schon lange zugehöret.
Mein Sohn! hub dieser an, weswegen schreyest du?
Es ist ja niemand hier, der deine Ruhe störet.
Ach! sprach er, sagt mir doch! kennt ihr den Jungen nicht,
Der dort im Walde steht, und schimpflich von mir spricht?
Er hat mich recht zum Narrn, und blöckt mich immer an.
Ich hab ihm gar nichts Leids gethan,
Und dennoch schimpft er mich; ich kanns nicht mehr vertragen;
Bey meiner Seel! ich leid es ihm nicht mehr;
O hätt ich ihn nur hier, wenn er gleich größer wär,
Ich wollt ihm mit der Hand die Gosche schon zerschlagen.
Nicht so, mein Sohn! sprach unser Kräutermann,
Ich hab es wohl gehört, du fiengst die Händel an.
Wer andre Leute schimpft, der muß sich nicht beklagen,
Wenn sie ihm eben das zu seiner Kränkung sagen.

* *

Die XVI. Fabel.

Der Maulwurf.

Ein Dichter aus der Unterwelt,
Ein junger Maulwurf, wollt ich sagen,
War jedermann verhaßt und kaum mehr zu ertragen.
Er hatte manchem schon den guten Ruf vergällt,
Und wußte, Spinnen gleich, aus Rosen Gift zu saugen.
Er tadelte manchmal, was nicht zu tadeln war.
Ihr Kinder, sprach er, lacht! mein Nachbar hat den Staar;
Und sah doch selber nichts, mit seinen blinden Augen.
Indessen stellt er sich, als könnt er wirklich sehn;
Erzählte dieß und das, was hier und da geschehn,
Und was ihm ingeheim zwo weitgereiste Ratten
Vorhero theils erzählt, theils vorgelogen hatten.
Einst macht er von dem Sonnenlichte
Ein für die Nation höchstschimpfliches Gedichte;
Ihr, schloß er, seyd nicht werth, daß euch der Tag bescheint;
Mit mir hats die Natur weit ehrlicher gemeynt.
Ach! wüßtet ihr, wie ich, die Sonne zu betrachten:
Wie würdet ihr euch glücklich achten!
Seht ihr sie nicht? Ich seh sie, dort!
Ein alter Maulwurf fiel dem Lügner hier ins Wort.
Der Kerl war in der That gelehrt;
Er hatte die Physik bey einer Maus gehört,

So daß er auch daher gar leicht zu schließen wußte,
Daß man die Sonne nicht bey Thieren suchen mußte.
Er reusperte sich erst, drauf fieng er also an:
Du bist, so wie du sagst, für uns viel besser dran;
Allein bericht uns doch: Ist denn die Sonn ein Thier?
Durchwühlt es Berg und Thal, wie wir?
Wovon ernährt es sich? Frists Wurzeln oder Kräuter?
Da stund mein Herr, der kleine Bärenhäuter,
Und sann bald hin bald her, und wußt auf diese Fragen
In langer Zeit kein Wort zu sagen.
Sein Freund hielt stets um Antwort an:
Drauf sprach er ganz getrost: So viel ich sehen kann,
Ihr Herrn! die Sonn ist eine Ziege,
Die ungefähr Gras, Laub und Kräuter frißt.
Gut! sprach der alte Herr, wie das erlogen ist!
So ist auch dein Gesicht ohn Zweifel eine Lüge.

* * *

Man muß die Leute nicht nach ihren Worten schätzen;
Ihr Eigenruhm sieht oft die tiefste Wahrheit ein.
Will man sie auf die Probe setzen:
So gleich wird mancher Luchs ein blinder Maulwurf seyn.

Die XVII. Fabel.

Die Nullen.

Fünf nachbarlichen Nullen kam
Die Thorheit in den Sinn, sich von der Eins zu scheiden,
Und sie zum wenigsten nicht mehr voran zu leiden;
Sie waren ihr schon längst des Vorzugs wegen gram.
Die Menschen sprachen sie manchmal mit Furcht und Graus,
Oft mit Verwunderung, oft mit Entzückung aus;
Drum liessen sie sich auch den Stolz so weit verleiten,
Dieß alles bloß allein auf ihren Werth zu deuten.
Was? sprach die hinterste, sind das nicht schöne Sachen?
So eine kleine Zahl geht uns fünf Nullen vor?
Man wird zuletzte gar nichts weiter aus uns machen;
Wer keinen Rang verdient, den hebt das Glück empor.
Das läpsche Strichelgen! mein! seht mirs doch recht an!
Es sieht so künstlich aus, kaum daß ichs sagen kann,
Fast wie ein Schusterstift; wenn es von Eisen wäre,
Der Meister thät ihm schon die Ehre
Und braucht es, doch wozu? zu wichtigen Geschäften!
Den Gassenjungen unsrer Stadt
Den Absatz wieder anzuheften.
Wir werden ihm hierinn den Vorzug, den es hat,
Auch schwerlich suchen abzujagen,
In Güte nicht einmal; geschweige mit Gewalt.
Die zirkelmäßige Gestalt,

Die unsern Staat erhöht, will gar was anders sagen,
Kein Mensch, so klug er immer ist,
Weis das Geheimniß zu ergünden,
Und alle Möglichkeit der Folgen zu erfinden,
Die unsre Rundung in sich schließt.
Es ist auch wahr, sprach ihre Nachbarinn,
Denn, wo ich recht berichtet bin,
Die Erd ist rund, wie wir, und Sonn und Mond ingleichen,
Der Regenbogen selbst, dieß prächtge Gnadenzeichen,
Sieht einer halben Nulle gleich;
Die Eins ist lange nicht so Ehr= und Wunderreich.
Die dritte fügte dem noch bey:
Welch Herkul trägt denn nicht vor unsrer Vielheit Scheu?
Welch Land erzittert nicht vor hundert tausend Feinden,
Die wir ihm vorgezählt und schriftlich dargestellt?
Das Glücke, dem der Mensch so gern zu Fusse fällt,
Wird erst durch uns recht groß, je mehr wir uns befreunden,
Je mehr wir uns vermehrt und in Gesellschaft stehn.
Wohl! fuhr die zweyte fort, die Eins mag immer prahlen!
Hört nur! wir können sie nicht artiger bezahlen,
Als wenn wir aus einander gehn.
Sie wird alsdenn schon sehn, daß ihr der Ehre wegen
An unsrer Nachbarschaft mehr als zu viel gelegen.
Die Feder hörte lange Zeit
Den stolzen Nullen zu. Hört! rief sie. Seyd gescheut,
Und werft den Vorsatz weg, zu dem ihr euch entschlossen!
Versündigt euch an der gemachten Ordnung nicht,
Und bleibt in eurem Stand und Pflicht;

Denn ausser dem verliehrt ihr euren Werth;
Glaubt nur, ihr thut euch selbst dadurch den größten Possen.
Das Schicksal spielt manchmal, und läßt den tausend gelten,
Den sein Gewissen selbst für eine Null erklärt.
Wer aber will darum die weise Fügung schelten,
Bey der die Gültigkeit von allen Zahlen steht,
Wenn sie, nach ihrem Gutbefinden,
Und ohne sich dabey an ein Gesetz zu binden,
Uns über unsern Werth erhöht?
Der Schreiber kam dazu; er sah den Unverstand,
Mit dem die Nullen hier um Rang und Vorzug stritten.
Was that er nun? Er nahm die Feder in die Hand
Und schrieb die Eins recht in die Mitten;
Wodurch das Nullenvolk noch mehr Verdruß empfieng,
Weil fast ihr ganzer Werth dadurch verlohren gieng.
Ach! schrien sie. Die Eins kann hier unmöglich bleiben,
Du mußt sie hinter uns und ganz zuletzte schreiben.
Der Schreiber that es auch. Ihr Bitten ward erhört.
Doch wie der Hochmuth ist, er schadet sich nicht selten.
Die Eins behielt zwar noch beständig ihren Werth;
Hingegen konnten nun die Nullen gar nichts gelten.

* * *

Der Stände Ordnung kömmt von Gottes Weisheit her;
Wozu sie dich gemacht, das bist du und nichts mehr.
Wer höher steigen will, vertieft sich in die Schande.
Drum bleib in dem Beruf, der dir erlesen ist;
Du gilst in einem höhern Stande
Vielleicht noch weniger, als wenn du niedrig bist.

Die

* *

Die XVIII. Fabel.

Die Nessel.

Es wuchs ein Nesselstrauch auf einem Blumenstücke;
Er blieb die längste Zeit, zu seinem großen Glücke,
Dem faulen Gärtner unbekannt;
Wer ihm zu nahe trat, den brannt er an die Hand.
Das war sein ganzes Thun. Einst fragt er die Narcissen,
Warum sie sich die Blumen rauben liessen?
Wie kömmts denn, fuhr er fort, daß ihr euch gar nicht wehrt?
Der Stängel steht kaum da, so wird er schon entehrt.
Und von den Kindern abgebrochen.
Ha ha! das sollte mir geschehn,
Ihr würdet euer Wunder sehn,
Ich liesse das nicht ungerochen.
Pfuy! schämt euch, daß ihr nicht mehr Herz und Muth besitzt,
Und den von der Natur euch zugewandten Segen
Aus Furchtsamkeit so schlecht vertheidigt und beschützt,
Als wär euch nichts daran gelegen.
Du mußt wohl, wendeten hier die Narcissen ein,
Die Pflicht der Dankbarkeit nicht kennen;
Sonst würdest du uns nicht verzagt und furchtsam nennen.
Soll man denn nicht erkenntlich seyn,
Da wir hier so viel guts genossen?
Hat man uns denn umsonst gepflanzt, gedüngt, begossen?

Der Menschen wegen schuff ja Gott die ganze Welt.
Er kleidete mit uns das Feld;
Sein Endzweck war, wir sollten ihnen
Zur Lust und zur Erquickung dienen.
Wer das nicht thut, der hat sein wahres Ziel verfehlt,
Und wird mit Recht dem Unkraut beygezählt,
Das man dem Vieh zu fressen giebt.
Nein! sprach die Nessel, schweigt! wer seine Wohlfahrt liebt,
Der folget der Natur. Laßt euch die Blumen rauben!
Folgt eurer Dankbarkeit und predigt immerhin!
Ich werde mich daran, so wahr ich ehrlich bin,
So leichte nicht zu Tode glauben.
Ich bin kein Sclave nicht: Das räum ich niemand ein.
Weswegen sollt ich denn dem Menschen dienstbar seyn,
Und andern zu Gefallen leben?
Ich diene mir. Ist das nicht gnug?
Wollt ihr euch euer Recht vergeben:
So seyd ihr insgesamt nicht klug.
Doch still! Es kömmt jemand, wofern ich recht vernommen.
Ich sehe, fuhr er fort, des Gärtners Kinder kommen;
Ha! krümmen sie mir nur ein Blatt:
So geb ich meiner Rachsucht statt,
Und werde sie schon wissen so zu brennen,
Daß sie die Finger kaum für Schmerzen rühren können.
Gesagt und auch geschehn. Die Kinder schryen sehr.
Ihr Vater kam herbey gesprungen,
Und fragete den ältsten Jungen:
Was ihnen wiederfahren wär?

Die

Die Nessel, sprach das Kind, hat mich hieher gebissen,
(Hier wies es seine Hand) es brennt, es thut mir weh.
Die andern reckten auch die Finger in die Höh,
Und liessen insgesamt viel tausend Thränen fliessen.
Der Gärtner schien sich kaum für Eifer mehr zu kennen;
Er riß die Nessel aus, und warf sie auf den Mist.
Was? sprach er, ists nicht gnug, daß du nichts nütze bist?
Mußt du noch schädlich seyn, und meine Kinder brennen?

* * *

Die Fabel zielt auf euch, ihr Kinder dieser Erden!
Das, was ihr noch nicht seyd, das könnt ihr künftig werden.
Wofern ihr wollet Nesseln seyn:
So laßt euch auch zugleich ihr Schicksal prophezeyn!

* *

Die XIX. Fabel.

Die Kunst und der Credit.

Die Kunst ward einst bey ihrem Bettelgehen
Von ungefehr mit dem Credit bekannt;
Sie wurden du und du, und gaben sich die Hand,
Einander redlich beyzustehen.
Pfuy! sagte der Credit, stell deine Nahrung ein!
Wenn du mich willst zum Bruder haben;
So wirf den Bettelsack hier in den nächsten Graben;
Mein Bock wird schon im Stande seyn,
Uns alle beyde zu ernähren.
Man kömmt mit der Musik am leichtsten durch die Welt.
Sie giebt mir Kleidung, Brodt und Geld;
Was kann ich mehr von ihr begehren?
Es sey so! sprach die Kunst; allein halt auch dein Wort,
Und lauf nicht wieder von mir fort!
Dort liegt der Bettelsack! Ich kann ihn leicht verlassen.
Er wiegt ohndem gar schwer und trägt zu wenig ein;
Doch müßt ich ihn aufs neu auf meine Schultern fassen:
So würd er mir alsdenn erst unerträglich seyn.
Schon gut! sprach der Credit, du kannst ja componiren?
Die Stücke, die ich blasen kann,

Sind

Sind alt; ich könnte leicht die Gunst der Welt verlieren;
Bey neuen Sachen ist man immer besser dran.
Zu dienen! rief die Kunst. Sie nahm ein Blatt Papier;
Und schrieb ihm gleich zwo neue Polognoisen,
Als die schon dazumal stark im Gebrauch gewesen,
Nebst einem Rigadon, an statt der Probe für.
So bald sich der Credit, mit diesen neuen Stücken,
Auf seinem Bocke hören ließ:
Lief alles Volk herzu, daß eins das andre stieß;
Es schien, als wollten sie den Pfeifer gar erdrücken.
Wer zahlt denn? rief die Kunst. Gleich both ihr jedermann,
Weil sie Caßirer war, zwey gute Dreyer an.
Der mäßige Gewinnst schien an sich selbst zwar klein;
Doch in der Summe trug das Facit schon was ein,
Zumal bey einer solchen Menge.
Inzwischen ward der Kunst das Zahlbrett oft zu enge.
Hielt jemand eine Gasterey:
So war auch der Credit dabey,
Der auf der theuren Pfeife bließ,
Und bey der Tafel sich oft kostbar hören ließ.
Man konnt ihn auch so gar bey Hofe nicht entrathen.
Kaum meckerte der Bock: So flogen die Ducaten,
Als wären sie dazu verbannt,
Der geldbedürftgen Kunst recht fleißig in die Hand.
Je mehr sie nun bekam, je mehr sie haben wollte.
Sie lernte geizig seyn, und hielt den Spielmann an,
Damit er ja nicht mehr so wohlfeil spielen sollte.
Pfuy! sprach sie, schade doch für den gemeinen Mann,

Der nur zwey Dreyer zahlt! das will nicht viel bedeuten!
Wir finden weder Glück noch Stern,
Bey schlechten und geringen Leuten;
Gott ehre mir die großen Herrn!
Die haben mehr, und können auch mehr geben.
Ich will dir eben zwar hierinn nicht widerstreben;
Allein gieb Achtung drauf, versetzte der Credit,
Wir schaden uns gewiß damit.
Du wirst den Bettelsack von neuem nehmen müssen:
Denn den gemeinen Mann wird dieser Stolz verdrießen.
Der Neid, der itzt noch schläft, wird nach der Zeit erwachen,
Und mich und dich zu Schanden machen.
Drauf fiel das Kirchweihfest zu Rumpelshausen ein.
Die Bauern liessen gleich den Dudelsack besprechen,
Ihr Gast- und Zeitvertreib zu seyn.
Der Henker, rief die Kunst, müss euch die Hälse brechen!
Packt euch mit eurer Kirms! wir wollen itzund ruhn.
Ich glaube gar, ihr denkt, wir hätten nichts zuthun,
Als euch Holunken aufzuspielen;
Seht, wo der Müller wohnt! Für Leute, wie ihr seyd,
Ist das Geklapper in den Mühlen
Die herrlichste Musik. Durch diese Sprödigkeit
Ward der gemeine Mann zu Zorn und Haß bewogen.
Die Narren, sprach man, mögen gehn;
Wir werden ohne sie schon wissen zu bestehn.
Drauf kam ein Leyermann den Kirmsen nachgezogen.
Das Landvolk nahm ihn gleich zum Musikanten an;

Man

Man tanzte, daß die Flecke stoben.
So sehr man ehedem den Dudelsack erhoben:
So sehr erhob man nun den neuen Leyermann,
Und schwur, auch nicht einmal des Bockes zu erwähnen,
Geschweige sich darnach zu sehnen.
Bey Hofe fand er zwar noch Beyfall und Gehör:
Allein er dauerte auch hier nicht lange mehr;
Er stieg und und fiel, gleich einem Balle.
Dort stürzt ihn eigner Stolz, hier grub ihm fremder Neid
Das Loch zu seinem schnellen Falle.
Die Arglist hatte hier die Zeitung ausgestreut:
Der Pfeifer sey ein eingefleischter Teufel.
Hierdurch ward dem Credit der gute Ruf geraubt;
Denn was erlogen ist, daran trägt niemand Zweifel,
Weil man die Wahrheit nur mit großer Mühe glaubt.
Ja ja! sprach jedermann. Das hab ich wohl gedacht.
Der Kerl spielt mit der schwarzen Kunst.
Natürlich gehts nicht zu, wenn er der Leute Gunst,
Durch seine Hexerey sich gleichsam dienstbar macht.
Der Hof gab folglich dem Credite
Den Abschied ungefehr auf neun und neunzig Jahr.
Nunmehro nahm die Kunst, mit traurigem Gemüthe,
Die Thorheit ihres Stolzes wahr.
Denn da ihr der Credit entgangen:
So wußte sie nichts weiter anzufangen;
Bey Hofe galt sie nichts; der Pöbel war ihr Feind;
Und kurz und gut, sie mußte sich bequemen,

Den Bettelsack, als ihren alten Freund,
Von neuem in die Hand zu nehmen.

* * *

Ihr, die ihr durch Credit euch glücklich machen wollt,
Müßt nicht des Pöbels Gunst verächtlich von euch stossen;
Denn kommt ihr um die Gunst der Großen:
So wißt ihr nicht, an wen ihr euch mehr halten sollt.
Trotzt nicht auf den Credit! Er ist kein Goliath.
Gesetzt, er wär es auch im Werk und in der That:
Welch Kluger wird auf ihn sein Glücke sicher stellen?
Der kleinste David kann ihn fällen.

* *

Die XX. Fabel.

Der Klettenstrauch und der Pflaumenbaum.

Es wuchs ein Klettenstrauch bey einem Garten auf,
Und zwar ganz nahe bey dem Zaune;
Er war schon groß, er langte fast hinauf,
Und plauderte manchmal mit einem Pflaumenbaume,
Der ihm von innen zu am allernächsten stand.
Sie waren zwar einander nicht verwandt;
Doch waren sie einander gut.
Hier that die Nachbarschaft, was das Geblüte thut.
Herr Brude. rief der Strauch, als einst die Kinder kamen,
Und um den Baum herum, im Grase hin und her,
Die abgefallnen Pflaumen nahmen.
Nach mir fragt niemand nicht; wie kömmts doch immermehr,
Daß mich die Menschen so verachten?
Ich ärgre mich zu Tode noch;
Wie kömmts, daß sie nicht auch nach meinen Früchten trachten?
Bin ich denn giftig? Sag mir doch!
Das weis ich, sprach der Baum, wohl eben nicht zu sagen.

Die Früchte, die du trägst, sind freylich nicht beliebt,
Weil ihr Genuß dem leeren Magen
Vielleicht zu schlechte Nahrung giebt;
Vielleicht ist dieß die Schuld, daß dich kein Mensch begehrt.
Wenn deine stachlicht-rauhen Kletten
Ein saftig-süsses Fleisch, wie meine Pflaumen, hätten:
So würdest du, wie ich, gesucht, geliebt, geehrt.
Mit einem Wort, du bist zum Essen nicht gemacht.
Was? schrie der Klettenstrauch, vom Eifer aufgebracht,
Wer hat mich denn probirt? Wie will man dieses wissen?
Die Menschen mögen mich mit Fleiß nur nicht geniessen,
Da doch ihr lüstern Maul Geschmack an Dingen findt,
Die strenger, häßlicher und ekelhafter sind.
Ach! wenn sie nur die Kletten kosten wollten,
Ich glaube, daß sie schon so ziemlich schmecken sollten.
Doch dazu kömmts wohl nicht. Die Narren bleiben lieber
Bey ihrem eigensinngen Wahn.
Ich ärgre mich gewaltig drüber,
Denn biet ich ihnen gleich die Früchte selber an,
Die beym Vorübergehn an ihren Kleidern kleben:
So sind sie böse drauf, und leiden es nicht gern.
Ich hatt erst gestern einem Herrn,
Den meine Gutheit noch verdroß,
Ein Paar mit auf den Weg gegeben.
Er ward es kaum gewahr, so riß er sie schon los.
Statt daß er sich bey mir dafür bedanken sollen:
So flucht er, daß ich ihn damit beschimpfen wollen.
Du kennst die Menschen nicht, sprach unser Pflaumenbaum,

Ihr Beyfall, ihr Geschmack läßt sich durch nichts erzwingen;
Wer klug ist, sucht sich nicht den Leuten aufzudringen;
Ein angebothner Dienst gefällt dem zehnten kaum,
Auf was die Menschen nicht von freyen Stücken fallen,
Das halten sie auch nicht für schön und angenehm,
Es sey sonst noch so gut, ächt, brauchbar und bequem.

* * *

Der Pflaumenbaum hat Recht. So ist es mit uns allen.
Kann die Gefälligkeit nun nicht erbettelt seyn;
Warum berühmt sich Mops mit seinen schlechten Sachen,
Und nöthigt uns ihr Lob stets wider Willen ein?
Er kann sich und sein Thun nicht mehr verächtlich machen.

* *

Die XXI. Fabel.

Der Doctor und der Papogey.

Ein Medicus hatt einen Papogey,
Ein rechtes Plaudermaul, das niemals schweigen wollte.
Wenn jemand kam, der Arzney holen sollte:
So fragt er ihn, was sein Begehren sey?
Was willst du? sprach er. Setz dich nieder!
Du Bengel! bringst du Geld? Mein Herr trinkt gerne Wein;
Was fehlt dir? Bist du krank? Nimm nur zu schwitzen ein!
Du bist ein rechter Narr; Ha ha! komm morgen wieder!
Ohn was er sonst für Possen machte,
Worüber sich sein Herr oft aus dem Athem lachte.
Der Doctor hielt einst seine Mittagsruh;
Drauf kam ein Bauerkerl unangemeldt ins Zimmer;
Er schlug aus aller Macht die Thüre nach sich zu,
Der Doctor schlief gleichwohl noch immer.
Was willst du? sprach der Papogey:
Du Räkel, bist du krank? der Himmel steh dir bey!
Mit mir hats eben nicht Gefahr.
Der Bauer ward des Vogels nicht gewahr;
In Meynung, daß der Doctor redte,
Trat er was näher hin zum Bette.

Herr!

Herr! sprach er, seyd so gut, ich hab ein krankes Weib,
Ihr werdet euch schon drauf verstehen,
Sie muß so oft zu Stuhle gehen,
Sie hat so einen dünnen Leib,
Und ein gewaltig Herzedrücken,
Ihr sollt ihr was zu brauchen schicken.
Du Bengel! rief der Papogey,
Gieb deinem Pferd ein Bündel Heu!
Hanns, grüß mir deine Frau! Fort, fort, ihr eitlen Grillen!
Dort auf dem Tische liegen Pillen.
Der Bauer sah sich um, und sah auch wirklich dort,
Zu seinem innigsten Vergnügen,
Zwölf Pillen auf dem Tische liegen;
Die steckt er ein, und nahm sie mit sich fort,
Zu Hause gab er sie der kranken Mutter ein.
Das Weib fieng an gewaltig zu laxiren;
Ihr Uebel schien dadurch vermehrt zu seyn,
Statt daß sie sollte Lindrung spüren.
Die Pillen zwangen die Natur,
Den Unrath auf einmal und völlig abzuführen:
So daß des Weibes rothe Ruhr
Nun mit Gewalt gedämpft und glücklich aussen blieb.
Der Bauer wußte sich für Freuden kaum zu fassen,
Er hatte seinen Schatz recht lieb.
Um nun den Arzt nicht unbezahlt zu lassen,
Begab er sich zu ihm. Herr, sprach er, sagt mir doch,
Ich bin in euren Schulden noch,
Was wollt ihr für die Pillen haben?

Mein Weib wär ohne sie vielleichte schon begraben.
Gott lob! daß ihr und mir nun weiter nichts gebricht.
Der Doctor sprach: Mein Freund! ich wüßte wahrlich nicht,
Wenn ich euch was verordnet hätte.
Je Herr, besinnt euch nur! ihr schlieft dort auf dem Bette,
Ihr schnarchtet ja so stark, als eine Sau,
Und spracht: Hans, grüß mir deine Frau,
Dort auf dem Tische liegen Pillen!
Die nahm ich, und gieng fort, nach eurem eignen Willen.
Mein Weib ward auch dadurch von ihrem Durchfall frey.
Dem Doctor fiel hier gleich sein Vogel bey.
Ach! sprach er bey sich selbst, mein dummer Papogey,
Der den Hippokratem sein Tage nicht gelesen,
Ist glücklicher, als ich. Wär ich hier Arzt gewesen,
Der Kranke wär wohl kaum so leicht und bald genesen;
Was bin ich ohne Glück? Nichts, sprach er mit Verdruß.

* * *

Herr Felix bleibt wohl stets der beste Medicus.

Die

* *

Die XXII. Fabel.

Das Haus und die Ratten.

Ein altes Haus stund feil, und niemand wollt es haben,
Indem es kaum mehr zu bewohnen war.
Wer giebt sich ohne Noth wohl gern in die Gefahr,
Sich selbst lebendig zu begraben?
Der Handel sah sehr furchtsam aus.
Es war im übrigen ein ungeheures Haus,
Jedoch nach Art der lieben Alten,
Die viel von wenig Stuben halten,
Vollkommen schlecht gebaut, mit Fleiß gedrang gemacht,
Und alles nach der Kunst recht närrisch angebracht.
Die Finsterniß schien hier beständig zu regieren;
Vergebens ward es Tag, denn man empfand ihn nicht.
Das glücklichgnug verbaute Licht
Ließ einen kaum den hellen Mittag spüren.
Man kann wohl denken, daß die Ratten,
Die ihren Tummelplatz hier hatten,
Gar wohl damit zufrieden waren;
Sie konnten hier so Tag als Nacht,
Als wär das Haus mit Fleiß und bloß für sie gemacht,
Die Mauern, weil sie alt, bequem und leicht durchfahren.
Inzwischen war das Haus sehr müde von dem Stehn;
Es schien, als wollt es weiter gehn,
Und andre Häuser mit sich nehmen.

Dieß

Dieß gab Gelegenheit zu vielem Zank und Streit.
Der Grundherr wollte sich zum Bauen nicht bequemen.
Die Nachbarn drungen drauf. Kurz um, die Obrigkeit
Gab dem Besitzer den Bescheid,
Sein Haus mit Vorsicht abzutragen.
Die Ratten hatten zwar dawider viel zu sagen;
Man schreibt, sie hätten protestirt:
Allein das alte Haus ward gleichwohl eingerissen,
Und an desselben statt ein neues aufgeführt.
Der Nachbarschaft wars lieb, die Ratten wollt's verdriessen;
Denn dieser neue Bau stund ihnen gar nicht an.
Sie waren in der That darinn sehr übel dran.
Des Tages war das Haus nunmehro voller Licht,
Und nächtlich fanden sie hier ihre Löcher nicht,
Die in den alten Mauern waren.
Die neuen liessen sich nun nicht so leicht durchfahren.
O sprachen sie, das vorge Haus
Sah tausendmal bequemer aus.
Pfuy! Schande! seht doch nur die schöne Baukunst an,
Die dümmer nicht ersonnen werden kann!
Der Menschen Einsicht muß wohl Wind und Thorheit heissen;
Sonst liessen sie die alten Häuser stehn,
Und würden billiger die neuen niederreissen.

* * *

Was einem dienlich scheint, das lobt man, das ist schön.
Die Eigennützigkeit pflegt alles falsch zu malen.
Wer eine Lobschrift braucht, der darf sie nur bezahlen.

* *

Die XXIII. Fabel.

Der Teich.

Ein ohnedem schon voller Teich
Wollt immer noch mehr Wasser haben;
Die Bauern sollten ihm stets neue Quellen graben,
Und gleichwohl war der Narr vorhin schon wasserreich.
Der Geiz hat niemals gnug. Es kam mit ihm so weit,
Daß er auch nicht einmal den Ständer leiden wollte.
So oft ein Wetter kam, so war es ihm nur leid,
Daß er den Regen nicht allein geniessen sollte.
Ein kleiner Bach floß neben ihm vorbey,
Den hätt er herzlich gern, durch List und Schmeicheley,
Verleitet und verführt, sich mit ihm zu vermischen.
Herr Bruder! rief er ihm. Hieher! nur auf ein Wort!
Wir sind Geschwisterkind! der Bach lief immer fort,
Und dacht in seinem Sinn: Bey mir ist nichts zu fischen.
Der Geizhals ließ so gar den Pfützen keine Ruh.
Ihr Schwestern! schrie er ihnen zu,
Wollt ihr mir denn die Ehre niemals geben,
Mit mir vertraut und schwesterlich zu leben?
Warum besucht ihr mich denn nicht?
Kommt, wenn es euch an was gebricht;
Ihr mögt euch, was ihr seht, bey mir zu Nutze machen.
Allein sie pflegten ihn damit nur auszulachen.

Sie kannten seinen Geiz, und flohen die Gefahr.
Ein Hagebottenstrauch, der sonst sein Nachbar war,
Ein Freund der alten Redlichkeit,
Bemühte sich umsonst, ihm die Zufriedenheit
Als eine nöthge Pflicht, mit Nachdruck, anzupreisen.
Herr Nachbar! sprach er oft: Was wünscht ihr euch wohl mehr?
Ihr macht euch ohne Noth das Leben selber schwer;
Der Himmel kann sich euch nicht gnädiger erweisen.
Ihr müßt doch wohl dem Nächsten auch was gönnen,
Die Leute werden euch sonst einen Geizhals nennen.
Ach! sprach der alte Schalk, und fluchte noch dazu:
Gott straf mich, wenn ich es etwan aus Geize thu.
Mir ist am Reichthum nichts gelegen;
Ich thu es nur des Weydenmüllers wegen,
Der meinen Abfluß braucht. Er feyert dann und wann,
Wenn ich ihm nicht gnug Wasser schaffen kann.
Das war wohl ganz gewiß erlogen.
Der Abfluß reut ihn vielzusehr;
Er hätt ihn, wenn es nur bey ihm gestanden wär,
Dem Müller lieber gar entzogen.
Er gönnte niemand was. Wenn nur ein Vogel kam,
Und ihm aus Durst ein Tröpfgen Wasser nahm:
So war er schon sehr übel drauf zu sprechen.
Er schien zwar reich zu seyn, und war doch wirklich arm.
Ach! schrie er oft: Das Gott erbarm!
O müßten doch die Wolken brechen!
Man sagt, die Welt sey schlimm: Wo bleibt denn Straf und Fluch?

Wenn

Wenn eine Sündflut käm, wie glücklich wollt ich seyn!
Nach diesem stellte sich ein dicker Regen ein,
Und endlich gar ein Wolkenbruch.
Das Wasser kam, mit ungeheuren Wogen,
Gegangen? nein! es kam geflogen.
Gut! schrie der Teich mit brennender Begier:
Das Wasser will gewiß zu mir;
Hier bin ich! immer her! Er wollte weiter sprechen;
Die Flut kam mit Gewalt, und fiel ihm hier ins Wort.
Er sah den festen Damm auf allen Seiten brechen;
Sein eignes Wasser selbst lief mit dem Strome fort.

* * *

Der Geizige wird niemals satt,
Und da er alles wünscht, verliehrt er, was er hat.

****

Die XXIV. Fabel.

Das Sprachrohr und der Kater.

Ein Sprachrohr rühmte sich mit seinem lauten Schreyen,
Und zog sich überhaupt den stolzen Sängern für.
Ich, sprach es, habe mich des Vorzugs zu erfreuen;
Der Cantor schreyt zwar auch; was ist der gegen mir?
O schade! daß ich nicht sein Amt verwalten soll!
Wie wollt ich auf dem Chore brüllen!
Ich schrie der halben Welt umsonst die Ohren voll;
Ich würde wenigstens die Kirche besser füllen.

Wenn ich Director Chori wär,
Wie glücklich würde man mit meiner Stimme fahren!
Man könnte sich zugleich den Organist ersparen;
Man brauchte, wie gesagt, das Posititiv nicht mehr.
Die Leute würden schon im Tone bleiben müssen,
Die Bauern sonderlich, die heuer insgemein
Im Singen schlechte Künstler seyn,
Und wenig oder nichts von Tact und Weise wissen:
So daß sie, wie mir nächst die Kirchenmaus erzählt,
Die auf dem Chore wohnt, oft schrecklich unterziehen;
Denn haben sie einmal den Cantor überschrien:
So ist die Melodie so gut, als schon verfehlt.
Das Sprachrohr prahlete noch immer weiter fort.
Ein Kater fiel ihm hier ins Wort:
Freund! sprach er, kannst du auch dein großes Lob beschwören?
Ich zweifle zwar nicht dran; jedoch dein Wort in Ehren!
Der Wind geht manchmal stark; wir bilden uns viel ein,
Da wir doch wirklich oft so viel als nichts bedeuten.
Ich nehm es mit dir an! Laßt uns zur Probe schreiten!
Der Kater fieng so gleich erbärmlich an zu schreyn.
Das Sprachrohr konnte nicht; statt daß es brüllen sollte,
Fiel sein zu schwacher Laut kaum merklich ins Gehör.
Es sprach: Das Schreyen fiel ihm schwer,
Weil niemand in dem Zimmer wär,
Der ihm den Athem leihen wollte.
Es rief: Gedulde dich! ich will schon stärker schreyn,
Wenn nur mein Herr erst wird nach Hause kommen seyn;
Ich werde dich alsdenn mit leichter Müh besiegen.

War-

Warum nicht itzund bald? fiel hier der Kater ein.
Ich höre schon, du mußt mit fremden Kälbern pflügen;
Du Großmaul! schweig doch lieber still!
Wenn du dich zeigen sollst: So mußt du schimpflich passen.
Ich lobe mich; ich kann mich hören lassen,
Zu aller Zeit, wie, wenn und wo ich will.

* * *

Wie mancher läßt sich prächtig hören,
Dem andrer Leute Wort vom Munde zierlich fließt!
Wer wird ihn darum gleich als einen Redner ehren?
Indem er in der That nichts als ein Sprachrohr ist.

* *

Die XXV. Fabel.

Der Organist und der Balkentreter.

Ein Organist voll Aufgeblasenheit
Verzweyte sich mit dem Calcanten.
Sie zankten einst mit größter Heftigkeit,
So daß sie beyde fast für Wut und Eifer brannten.
Der eine schimpfte hin, der andre schimpfte her,
Hört, sprach der Organist, ihr Kerl! habt Zeit zu schweigen,
Sonst werd ich euch was anders zeigen;
Denkt nur nicht, daß mir was an euch gelegen wär!
Was? sagte jener drauf, ihr drohet mir mit Schlägen?
Und sprecht, an mir sey nichts gelegen?
Schon gut! das will ich euch gedenken,
Ich werde bey Gelegenheit

Euch diese Prahlerey schon wissen einzutränken.
Drauf ward ein adlich Paar getraut.
Als nun die Traumusik den Anfang nehmen sollte,
Und unser Organist am besten spielen wollte:
So wurden unverhofft die Orgelpfeifen stumm;
Er schüttelte den Kopf, fing wieder an zu greifen;
Noch immer hört er nichts, es schwiegen alle Pfeifen,
Denn in dem Tacito stund sein Präludium.
Der Possen rührete vom Balkentreter her,
Den der gelungne Streich recht in der Seel ergötzte.
Als ihn der Organist darum zur Rede setzte:
So sprach er: Merkt ihr was? Was meynet ihr nunmehr
Ihr sagtet, daß euch nichts an mir gelegen wär:
Gelt! Herr, ihr seyd bezahlt; es hat sich ausgewiesen,
Wie schön ihr ohne mich zu Rechte kommen könnt.
Der Wind ist euer Element,
Der Schöpfer, das bin ich. Sie zankten sich nach diesen
Deswegen vielmal noch; einst kam es gar zu Schlägen;
Sie schwuren sich den Tod. Ihr Narren, lebt in Ruh!
Rief ihnen hier die Orgel zu;
Glaubt, daß an mir so viel, als kaum an euch, gelegen,
Die Gaben sind getheilt: Was bildet ihr euch ein?
Der Kleine muß so gut, als wie der Große, seyn.

* * *

Ihr, denen Gott das Recht der Herrschaft erblich gönnt,
Und schlechte Leute kaum des Ansehns würdig nennt,
Dankts Gott, daß euch das Glück so vortheilhaft geschienen!
Wär euer Knecht ein Herr; wer sollt euch denn bedienen?

Neue

Neue Fabeln.

Zweytes Buch.

Die I. Fabel.

Die Mücken.

Als einst das Sonnenlicht am allerheißten schien:
Sah man das Mückenvolk auf seinen Spielplatz eilen,
Ein kleines Volk, berühmt von großen Beulen,
Die seine Stiche nach sich ziehn.
Die Wahlstatt ihrer Lustbarkeit
War von dem Wege nicht gar weit;
Hier flogen sie bald hin, bald wieder;
Sie tanzten, statt der Mittagsruh,
Bald rechts, bald links, bald auf, bald nieder,
Und sungen sich ein Lied nach ihrer Art darzu.
Ihr wolkenförmiges Gedränge
Schien hier den Reisenden den Durchgang zu verbieten.
Ein großer Mann, von Potsdams Länge,
Kam ungefehr daher geschritten.
Die Mücken bildeten sich ein,
Daß dieser einzle Mensch der Menge weichen sollte.

Er würde, dachten sie, so ungestüm nicht seyn,
Daß er ein ganzes Volk verwegen kränken wollte.
Der Mann gieng gleiche zu. Bey Seite! ruften sie,
Man läßt euch hier nicht durch; ihr könnt dort drüben gehen.
An statt dazu sich zu verstehen,
Lief er den graden Weg, und ohne große Müh,
Recht mitten durch die stolzen Mücken.
Die stieß er an den Kopf, die druckt er an das Bein;
Der ward der Bauch zerquetscht und jener dort der Rücken.
Ach! hörte man ein kleines Mückchen schreyn:
Ihr Herrn! das ist zu grob! das muß gerochen seyn!
Die Närrinn flog dem Riesen nach,
Den sie in vollem Grimm an seine Stirne stach.
Dem Manne that es weh; er wollte sie verjagen;
Er schlug nach ihr, und hat sie gar erschlagen.

* * *

Man leide was von großen Leuten!
Die schaden sich nur selbst, die gleich zur Rache schreiten.

* *

Die II. Fabel.

Das Johanniswürmchen.

Es sah ein Kind, bey später Abendzeit,
Um seines Vaters Haus Johanniswürmchen fliegen.
Wer sie nur kennt, der sieht sie mit Vergnügen.
Das Kind aus Unerfahrenheit
War augenscheinlich übel dran;
Es sah die Würmchen hier für Feuerfunken an,
Die jemand ungefehr verstreut;
Sie flogen auf das Dach: Das Kind schrie: Feuer! Feuer!
Der Nachbar hört es kaum, so schrie er eben so.
Es brennt! so rief er stets. Das war ein rechter Schreyer!
Der nahm das Maul recht voll! Er fragte nicht erst: Wo?
Es brennt! so schrie er nur, und lief durch alle Gassen.
Die Leute wußten sich nicht in der Angst zu fassen;
Das Herze wurde jedem schwer,
Als wenn die ganze Stadt schon eingeäschert wär.
Man phantasirte sonder Hitze;
Theils liefen nach der großen Sprütze;
Theils räumten alles aus, Geld, Betten, Kupfer, Zinn;
Was fortzubringen war, das trug man in die Keller.
Theils flüchteten sich selbst, und wußten nicht, wohin?
Theils schleppten Wasser auf den Söller,

Und brachen Schindeln aus, und stiegen auf das Dach.
Indessen ließ das Feuerschreyen nach;
Man hörte weiter nichts; der unverhoffte Brand
Ward durch sich selbst gelöscht und glücklich abgewandt.
Man untersuchte nun, woher das Schrecken kommen?
Der K rl, der anfangs so geschrien,
Ward durch den Stadtvogt vorgenommen.
In Hoffnung nun, der Strafe zu entfliehn,
Schob er die ganze Schuld auf seines Nachbars Kind,
Das Kind ward auch befragt, und zum Verhör gezogen:
Es weinte nur, und schwieg. Man weis, wie Kinder sind.
Man wußte lange nicht, was draus zu schliessen wär.
Ein Würmchen kam hier ungefehr
Zu allem Glück vorbey geflogen.
Seht! Feuer! schrie das Kind. Was war nun draus zu machē?
Man mußte seiner Einfalt lachen.

* * *

In kleinen Städten große Lügen.
Wer alles blindlings glaubt, hilft andre mit betrügen;
Und wenn man nach dem Grunde fragt:
So hats ein altes Weib, ein altes Kind, gesagt.

* *

Die III. Fabel.

Der Hänfling.

Ein Hänfling legte sich einst auf die Poesie,
Und zwar mit ziemlich gutem Glücke;
Die Reime flossen ihm, und wußte selbst nicht wie?
Er machte keine Meisterstücke;
Doch sang er gut genug. Durch seine Schäferlieder
Erwarb er sich viel Beyfall hin und wieder.
Nach diesem kam ihm in den Sinn,
Etwas moralisches zu dichten.
Damit ich, sprach er, doch der Welt was nütze bin:
So mag mein Reim die Narren unterrichten.
Er suchte, wie dort Aretin,
Die Fehler andrer durchzuziehn,
Um sie dadurch zur Besserung zu leiten;
Er nahm kein Blatt vors Maul, er striegelte drauf los,
Und stürzte sich dadurch in viel Verdrießlichkeiten.
Die Eigenliebe war auch bey den Vögeln groß.
Wer sich getroffen fand, den macht er sich zum Feinde;
Er hatte ohnedem gar wenig gute Freunde.
Statt seinen Vorsatz gut zu heissen,
Schwur ihm die Nation, sie wollten ihn zerreissen.
Der Dichter nahm bey der Gelegenheit

(Er hatt auch wirklich hohe Zeit)
Von den Satiren gute Nacht,
Die ihm so viel Verdruß gebracht.
Was mach ich? fing er an, sich selbst um Rath zu fragen,
Wer Laster Laster nennt, der wird aufs Maul geschlagen,
Und ist der ganzen Welt zur Last.
Die Wahrheit, wenn sie straft, scheint jedermann verhaßt.
Er sann der Sache nach. Gut! hörte man ihn sagen,
Es fällt mir gleich was bessers ein:
Die Wahrheit, wenn sie lobt, wird angenehmer seyn;
Wer Witz und Tugend hat, den werd ich künftig preisen.
Exempel bessern auch. Was man an andern sieht,
Das thut man gerne nach. Ich werde, durch mein Lied,
Gefallen und zugleich die Welt zur Tugend weisen.
Sein erstes Muster war das Lob der Nachtigallen.
Ihr Sänger, hub er an, wen reizt nicht euer Ton?
Wer läßt sein Morgenlied so früh, so laut, erschallen?
Wir schlafen noch, so singt ihr schon.
Eh sich die andern Vögel regen;
So seyd ihr lange schon erwacht;
So seyd ihr schon bemüht, bey still- und finstrer Nacht,
Des Schöpfers Ruhm an Tag zu legen.
Die Kunst macht euch berühmt, die Munterkeit noch mehr;
Kömmt euch wohl jemand gleich? Ich wüßte wohl nicht, wer?
Dieß Lob war billig gnug in unsers Dichters Augen.
Dem Neide kam es anders für,
Denn Spinnen wissen auch aus Rosen Gift zu saugen.
Was? hub ein Zeisig an, seht doch! der Schmeichler hier!

Wird endlich gar nichts aus uns machen;
Der läpsche Kerl! man muß nur seiner lachen.
Die Nachtigall, sein Gott, wird schwerlich noch auf Erden
Durchgängig angebethet werden.
Kurz um, der Hänfling war nun fast noch schlimmer dran,
Weil er die Nachtigall nach Billigkeit erhob.
Der Neid fand sich beschimpft durch andrer Leute Lob.
Man feindete den Dichter an!
Allein er gab nichts drauf; er pflegte nur zu lachen.
Was, sprach er, ist denn draus zu machen?
Die Nachtigall singt schöner, als wie ihr:
Der Henker hol den Neid! Was kann denn ich dafür?

* * *

So gehts! die Eigenliebe schreyt,
Wenn ihr ein stachlicht Blatt die eignen Fehler weiset:
Hingegen schilt und flucht der Neid,
Wenn man die Tugenden an andern Leuten preiset.

* *

Die IV. Fabel.

Der Käfer.

Ein dicker Edelmann wollt einst spatzieren reiten;
Denn die Bewegung ist bey corpulenten Leuten
Ausnehmend und besonders gut.
Ein Käfer setzte sich auf unsers Junkers Hut,
Und gab ihm unbekannter Weise
Gesellschaft bey der kurzen Reise.
So bald ein Bauer nur den Edelmann ersah:
So neigt er sich, und stund mit blossem Haupte da.
Man wußte, wenn man nicht den Filz vom Kopfe nähme,
Daß man in Stock zu liegen käme.
Der Käfer, dem es glaublich schien,
Man sey so höflich gegen ihn,
Rief immer; großen Dank! ihr Leute! laßt die Mützen
Nur meinetwegen immer sitzen!
Ich nehms nicht so genau; setzt immer auf! Setzt auf!
Sie überritten kurz hierauf
Ein ganzes Dutzend Bauerjungen,
Die hier nach Mayenkäfern sprungen.
Der gnädge Herr kommt dort! so rief die ganze Schaar,
Die in der Jagt gestöhrt und sehr erschrocken war.
Sie neigten in der Angst sich gar erbärmlich tief.
Weil jeder mit der Hand nach seinem Käpgen grief,

* * * Und auch zugleich den Scharrfuß machte, * * *
Fiel einer auf das Maul. Weil nun der Käfer dachte,
Sie thäten dieses ihm zu ehren:
So schrie er: Nicht so tief! ihr armen Kinder! ihr!
Ihr kommt mir gar zu höflich für;
Wer wird von euch so viel Respect begehren?
Bedeckt euch nur! Es ist schon gut.
Indessen hatt ein Kind den Käfer wahrgenommen;
Herr Junker, rief es gleich, beseht doch euern Hut!
Es ist ein Käfer drauf gekommen,
Erwischt ihn doch, und gebt ihn mir!
Der Edelmann hielt still, er fing das stolze Thier,
Und gab es unserm kleinen Knaben.
Das Kind nahm nicht einmal die Mütze darzu ab,
Als es, um seine Lust zu haben,
Dem Käfer Nasenstüber gab,
Daß sich der Kopf bald da bald dorthin bog,
Und endlich gar vom Rumpfe flog.

* * *

Umsonst! daß mancher Mensch viel von sich selber hält,
Der andrer Ehr und Lob auf seine Rechnung stellt;
Denn was er von sich glaubt, verneint die ganze Welt.

* *

Die V. Fabel.

Die Wollust.

Es legte sich der Tod einst auf die faule Seite,
Er ließ die Menschen gehn; sie lebten tausend Jahr;
Wiewohl die Mäßigkeit der Leute
Damals die mehrste Schuld des langen Lebens war.
Der Charon war dabey vollkommen übel dran;
Die Seelen kamen sparsam an;
Das Fährgeld trug ihm wenig ein;
Vier Groschen auf einmal, war schon ein grosses Glücke;
Sein Kahn war schlecht besetzt; oft fuhr er ganz allein,
So wie er kommen war, ins finstre Reich zurücke.
Die Hölle war halb leer, das Eliseerfeld
Glich einer unbewohnten Welt.
Man zog den Charon in Verdacht,
Als nähm er seine Pflicht nicht fleißig gnug in Acht.
Die Sache schien der Untersuchung werth.
Der ganze Höllenrath kam unverweilt zusammen.
Der Charon ward befragt. Man wollt ihn nicht verdammen,
Man hätt ihn denn zuvor gehört.
Das hieß nach Billigkeit verfahren!
Gestrenge Herrn! hub Charon an,
Ich schwöre bey dem Styx, ich bin nicht Schuld daran,
Daß seit so viel und langen Jahren

So

So wenig Seelen angekommen.
An mir hats nicht gefehlt; klagt jemand über mich,
Ich hätt ihn nicht gleich eingenommen:
Der sey so gut und melde sich;
Es trifft mich übel gnug, mein schlechtbesetzter Nachen
Trägt oft in Jahr und Tag kaum zwanzig Gülden ein;
Ich kann mir ja die Fracht nicht selber machen.
O läg es nur an mir, ich wollte reicher seyn.
Man sprach den Charon frey, und ließ den Tod citiren;
Er kam auch gleich und stellte sich.
Gott Pluto sprach: Mein Sohn! man klaget über dich,
Du seyst ein fauler Kerl; was hast du anzuführen,
Dich zu entschuldigen? Sag an! Es steht dir frey.
Dem Tode war nicht wohl dabey;
Er klapperte vor Furcht. Ihr Götter! hub er an,
Der Menschen Mäßigkeit, nicht ich bin Schuld daran,
Daß man so sparsam stirbt; ja ja die Mäßigkeit
Verwehret mir den Zugang zu den Häusern,
Und macht die Menschen gleichsam eisern;
Ein jeglicher erlebt die ihm bestimmte Zeit;
Ich kann wahrhaftig nichts dafür.
Gott Pluto mußte selbst dem Tode Beyfall geben.
Geh! sprach er, du hast Recht; indessen fragt sichs hier,
Wie diese Schwierigkeit zu heben?
Man hielt hierüber Rath; die Stimmen theilten sich;
Der sagte so, der so; kein Einfall hielt den Stich;
Es wurde hin und her gesprochen.
Als man sich lange gnug den Kopf umsonst zerbrochen,

Rief Pluto, den man auch für den gescheutsten hält,
Ihr Herrn, mein Rath ist der: Die Mäßigkeit muß weichen;
Man schicke nur die Wollust auf die Welt;
So gleich wird niemand mehr sein Lebensziel erreichen.
Gesagt und auch gethan. Die Wollust kam auf Erden.
Kurz drauf verschwand die Mäßigkeit.
Man fraß und sof sich krank; man starb nun vor der Zeit,
Als Kinder fing man an schon alt und schwach zu werden,
Und gab dem Tode gnug zu thun.
Der Charon konnte nun so Tag als Nacht nicht ruhn;
Sein Kahn ward immer voll; kaum war er abgefahren,
Als tausend Seelen schon aufs neu
Am Ufer seiner wartend waren.
Die Hölle ward besetzt und Charon reich dabey.

* * *

Der Mensch ist ein so kluges Thier,
Und dennoch läßt er sich die Wollust leicht erschleichen;
Die schöne Mörderinn! die Mutter junger Leichen!
Wer lange leben will, der hüte sich vor ihr.

* *

Die VI. Fabel.

Der Ziegenbock.

Ein alter Ziegenbock, der schon ins neunte Jahr
Auf einem Edelhofe war,
Gieng aus und ein, die Treppen auf und ab.
Man hatte manchen Spaß, mit diesem artgen Bocke.
Wenn ihm die gnädge Frau manchmal ein Zeichen gab:
Zerrt er das Kammermensch, mit ihrem Reifenrocke,
Im ganzen Zimmer hin und her.
Er macht auch noch viel andre Possen mehr.
Gesetzt ein Diener wollte trinken;
So durfte nur der Herr dem schelmschen Bocke winken;
Gleich schlich er sachte hin, und gab ihm einen Stoß,
Daß er das ganze Bier sich auf die Kleider goß.
So bald man ihm zu nahe trat:
So wußt er jeglichem ein Schelmstück zu beweisen;
Sonst that er keinem nichts, wenn man nur ihm nichts that.
Einst mußte Herr und Frau acht Tage lang verreisen;
Sie fuhren auf ein Hochzeitmahl,
Und hinterliessen es, man sollte Stub und Saal
Indessen putzen, scheuern, fegen;
Und dieses alles dessentwegen:
Sie brächten Gäste mit, wenn sie zurücke kämen.
Man kehrte, wusch und rieb; man hatte manche Nacht
Mit Putzen schlaflos zugebracht.

Sonst war schon alles schön; nur auf den Spiegelrähmen
Lag der verjährte Staub noch halbe Finger dicke.
Die Scheuerfrau war kurz von Armen und Geschicke:
Sie reichte nicht so hoch. Wer klein ist, langt nicht weit.
Zu besserer Bequemlichkeit
Sprach sie den Hausknecht an, er möchte sich bequemen,
Und ihr behülflich seyn, die Spiegel abzunehmen.
Hanns stieg auf einen Stuhl; er thut nach ihrem Sinn;
Er nahm die Spiegel ab, und reichte sie ihr hin.
Sie nahm sie nun aus seiner Hand
Und stemmte sie behutsam an die Wand.
Zum Unglück fehlten ihr damals verschiedne Sachen;
Deswegen gieng sie fort, und dachte nicht daran,
Die Thüre nach sich zuzumachen.
Der Bock kam in den Saal; er sah die Spiegel an,
Die ihm sein Ebenbild leibhaftig sehen liessen.
Herr Landsmann! rief der Bock, wo kömmst denn du hieher?
Der Freund im Glase schwieg; die Rede fiel ihm schwer.
Den Fragenden schien dieses zu verdrießen;
Er hielt sich für beschimpft. Der Eifer gab ihm ein,
Ein Zweykampf würde hier der beste Schiedsmann seyn.
(Studenten machen auch die Händel oft so aus)
Er forderte den Fremden raus.
Drauf trat er, mit ergrimmtem Blicke,
Nach aller tapfern Böcke Brauch,
Um besser auszuhohln, vier Schritte weit zurücke.
Der Bock im Glase that das auch.
Sie spyen beyde Gift und Flammen;

Drauf

Drauf rennten sie mit aller Macht zusammen.
Der Spiegel brach entzwey; der fremde Herr verschwand.
Der Bock, der seinen Feind im zweyten Spiegel fand,
War eben im Begriff noch einen Gang zu wagen,
Wenn nicht die Scheuerfrau sich hier ins Mittel schlug.
Sie kam und schrie, und hatte Müh genug,
Den aufgebrachten Bock noch endlich fort zu jagen.
Als nun die Herrschaft wiederkam,
Und von den Mägden und den Knechten
Den lustigen Bericht von diesem Spiegelfechten
Gehört und in Betrachtung nahm:
Bekam die Scheuerfrau für den zerbrochnen Spiegel
Von ihrem gnädgen Herrn ein Dutzend derbe Prügel.
Dem Bocke, welcher doch die mehrste Schuld daran,
Ward weiter gar kein Leid gethan;
Man lachte seiner noch, und nennte ihn zum Spotte
Den zweyten Don Quichotte.

* * *

Wer zu gefallen weis, mag machen, was er will,
Man schweigt zu seinen Fehlern still.

* *

Die VII. Fabel.

Die zwey Fichten.

Zwey hoch-und wohlgewachsne Fichten
Beredeten sich oft von ihrer Trefflichkeit,
Und suchten stets Gelegenheit,
Der andern Bäume Lob bestmöglichst zu vernichten.
Nicht wahr, so hieß es stets, daß wir die schönsten seyn?
Wir bilden uns zwar viel, doch noch zu wenig, ein;
Wer gleichet uns an Länge der Gestalt?
Die andern Bäume dort beschimpfen nur den Wald;
Hingegen ich und du gereichen ihm zur Ehre.
Frau Schwester! siehst du dort den läpschen Ebschbeerbaum?
Der krumgewachsne Kerl verdient die Stelle kaum.
Ja, sprach die andre drauf, wenn ich der Förster wäre,
So einen Krüpel litt ich nicht.
Ich ließ ihn ganz gewiß noch heute niederschlagen.
Der Wind, der manchen Baum zerbricht,
Darf, wenn er wiederkömmt, gar kein Bedenken tragen,
So einen Lumpenkerl zur Kurzweil umzuschmeissen.
Und ich, hub jene wieder an,
Will ewig eine Hure heissen,
Wo jene Tanne dort sechs Schritte sehen kann,
Da wir viel Meilen weit das Land umher betrachten,

Die andern Fichten, die hier stehn,
Und einem kaum bis an die Schultern gehn,
Sind Kinder gegen uns und fast für nichts zu achten.
Wofern die Welt noch lange steht:
So werden wir ein Wunderwerk der Erden
Und endlich weit berühmter werden,
Als jener Apfelbaum, der Edens Pracht erhöht,
Und noch den Menschen stets so viel zu reden macht.
Die ganze Welt wird rühmlich von uns sprechen;
Vielleichte läßt man uns denn gar in Kupfer stechen.
Allein ein Sturmwind kam noch in derselben Nacht,
Und warf dieß stolze Paar gleich über einen Haufen;
Der Ebschbeerbaum blieb sicher stehn.

* * *

Wer hoch zu steigen denkt, muß oft zu Grunde gehn;
Warum? Der Hochmuth kann dem Falle nicht entlaufen.

* *

Die VIII. Fabel.

Das Schwein und der Hund.

Ein Schwein, das auf der Mastung lag,
Bekam sein Futter Tag für Tag;
Es hatte müßge Zeit, es fraß und gieng zu Bette.
Ach! sprach des Nachbars Hund: Wie gut hats doch ein Schwein!
Wenn ich so gute Tage hätte,
Ich wünschte mir nicht glücklicher zu seyn.
So aber mächt ich oft bey nah für Hunger sterben.
Bekomm ich ja zur höchsten Noth
Ein Stückchen alt und schimmlicht Brodt:
So muß ich mir es sauer gnug erwerben.
Der Henker hole meinen Herrn!
Denn geht er nächtlich aus: So hab ich die Latern
Beständig vor ihm herzutragen.
Und leucht ich ihm nicht recht, und stoß an einen Stein:
So werd ich noch darzu geschlagen.
Früh muß ich in der Küche seyn;
Da hab ich nun ein großes Rad zu treten,
Das den verdammten Bratspieß treibt;
Drauf helf ich noch dazu umsonst zu Tische bethen.
Die Köchinn sieht wohl, wo sie bleibt.
So gut mir auch das Fleisch gerochen:
So giebt man mir doch nur die abgenagten Knochen,

Mit denen ohnedem nichts mehr zu machen ist.
Und, was mich noch am heftigsten verdrießt,
Die Kinder martern mich, ich möchte manchmal schreyn.
Der älteste Junge weis mich vollends recht zu plagen;
Bald reitet er auf mir, bald zieh ich ihn im Wagen,
Und muß sein Kutschenpferd, und auch sein Reitpferd seyn.
Hingegen dort das faule Schwein
Bekömmt die Kost umsonst, es darf dafür nichts thun,
Und mag den ganzen Tag im Stalle müßig ruhn.
Was hilft mich Müh und Fleiß? Den Faulen krönt das Glücke.
Hier bleib ich länger nicht; ich laufe wirklich fort.
Ein alter Fleischerhund fiel diesem hier ins Wort.
Freund! sprach er, tadle nicht das billige Geschicke!
Die Ungeduld ist blind, sie meynt, die Vorsicht schlafe,
Wenn der, ders nicht verdient, von lauter Wohlseyn spricht;
Du kennst den Lauf der Welt noch nicht,
Die guten Tage selbst sind manchmal eine Strafe.
O! warte nur bis auf Weihnachten,
Da wird man dieses Glückskind schlachten;
Alsdenn sprich noch einmal: Wie gut hats doch ein Schwein!

* * *

Wie manchem muß das Glück des Unglücks Vorspiel seyn!

* *

Die IX. Fabel.

Das Licht und die Nacht.

Ein Licht beklagte sich in Gegenwart der Nacht,
Daß seine Stralen nicht weit reichten.
Es sprach: Ich wollte gern die ganze Welt erleuchten;
Das Aufsehn, das der Monde macht,
Verleitet mich, der Ehre nachzustreben,
Es seinem Glanze nachzuthun;
Ich kann auch, wie gesagt, unmöglich eher ruhn.
O Einfalt! sprach die Nacht, das wirst du nicht erleben.
Um desto schlimmer ists, verfolgete das Licht,
Wenn ich mir auf der Welt kein großes Lob erwerbe.
Ich leuchte zwar; allein so prächtig nicht.
Was wird man sagen, wenn ich sterbe?
Mein schlechter Lebenslauf wird nichts besonders seyn;
Kein Redner wird, mein Thun der Nachwelt anzupreisen,
Sich meinetwegen heiser schreyn.
Ich hab auch, wie du siehst, nichts großes aufzuweisen.
Es geht mir eben so, versetzete die Nacht;
Der Tag bekömmt sein Lob, aus mir wird nichts gemacht.
Ihn nennt man angenehm, mich pflegt man gar zu hassen,
Ich muß mirs auch gefallen lassen;
Denn wenn ich meiner Pflicht gleich volle Gnüge thu:
So macht der Mensch mit Fleiß die Augen vor mir zu,

Und

Und will, als wär er blind, von meinen Finsternissen,
Um zehn Uhr sonderlich, nichts sehen, und nichts wissen.
St! siehst du, sprach das Licht, dort die Raquete steigen?
Je denkt doch! je wie hoch! wahrhaftig, das läßt schön!
Schau! schau! was dort für Leute stehn,
Und wie sie sich dabey so aufmerksam bezeugen!
Wie lange? sprach die Nacht. In einem Augenblicke
Wird die Verwundrung aus, und dieser prächtge Schein
Verschwunden und zerstoben seyn.
Das stolze Feuer fiel auch Knall und Fall zurücke,
Daß niemand weiter was von seiner Pracht mehr sah.
So geht es, rief die Nacht; wir sind noch immer da.
Was übermäßig ist, das hält gemeiniglich
Nicht eben gar zu lange Stich.
Ach! wenn ich, sprach das Licht, mir so viel Ruhm erwürbe,
Wie die Raquete hier: Wie frölich wollt ich seyn,
Und wenn ich auch drey Stunden eher stürbe;
Ich brenne so schon dunkel gnug.
Die Putzscheer lag zwar da; doch niemand war zur Hand,
Der für die Reinigung des Lichtes Sorge trug,
Ob gleich die Schnuppe schon zwey Zoll und höher stand,
Die endlich einen Bogen machte,
Und nach und nach dem Inschlitt näher kam,
Bis sie zuletzte gar darinnen brennend schwam,
Und unser Licht dadurch auf die Gedanken brachte,
Sein Wunsch sey nun erhört. Ach! rief es, schau doch her!
Verwunderst du dich nicht? Ich bin kein Licht nicht mehr;
Und wies das Ansehn hat, so kann ich leicht auf Erden

Noch gar zu einer Sonne werden.
Itzt leucht ich recht! sieh nur, wie groß mein Ansehn ist!
Ich sehs wohl, sprach die Nacht, weñ du willst zweyfach breñen:
So wirst du auch gar bald dein Lebensziel errennen;
Schau! wie das Inschlitt schon dort auf dem Tische fließt.
Du kannst es auf dergleichen Art
Bey einer solchen Glut unmöglich lange treiben;
Wer dauern soll, der muß in seinen Schranken bleiben,
Das Licht, das immer größer ward,
Verloderte bey der Gelegenheit
Fast auf einmal in einer kurzen Zeit.

* * *

Wer weiter greifen will, als sein Vermögen reicht,
Befördert auch dadurch sein zeitliches Verderben,
Und muß, wenn Kraft und Nahrung weicht,
Um so viel früher schimpflich sterben.
Auf einmal gar zu groß zu seyn,
Ist in der That so viel, als noch einmal so klein.

* *

Die X. Fabel.

Die Krebse.

Die Fischer kamen einst, bey spät- und stiller Nacht,
An unsern Boberstrom gegangen;
Sie stiegen in den Fluß, und wollten Krebse fangen;
Ein jeder trug sein Licht am Hute fest gemacht.
Es ließ, als wär der Tag schon wieder angebrochen.
Wie nun die Krebse stets sehr wunderhaftig seyn:
So kamen sie auch hier, betrogen durch den Schein,
Aus ihren Löchern vorgekrochen.
Man sah sie mit gesamtem Haufen
Den Fischern in die Hände laufen.
Ein alt- und schlauer Krebs, der die Gefahr verstand,
Gab seinen Kindern mit der Hand
Ein wohlgemeyntes Warnungszeichen.
Er hielt sie treulich an, nicht von der Stell zu weichen.
Bleibt, sprach er, bleibt doch hier! ihr kennt die Welt noch nicht;
Der Tag, den man euch hier verspricht,
Wird, wo ihr mir nicht folgt, zu mein- und eurer Pein,
Der letzte eures Lebens seyn.
Die Kinder fingen an zu lachen.
Ja, sprachen sie, schon gut! wir sind Gott Lob! nicht blind;
Man will uns nur so bange machen.
Man weis schon, wie die Mütter sind.
Zuletzte wird man uns wohl gar ins Loch verschließen,

Daß

Daß wir daheim verfaulen müssen.
Bleibt, schrie der alte Krebs, sonst ists um euch geschehn!
Die Jungen sprachen: Nein! es ist ja lichter Morgen;
Wir haben gar nichts zu besorgen.
Die Antwort war: Ihr werdet es schon sehn.
Geht immer, geht! ich wünsch euch alles Glücke.
Sie liefen fort; die Mutter blieb zurücke,
Und sah den Kindern traurig nach,
Von deren Wiederkunft sie sich nichts Guts versprach.
Ihr Unglück war auch nun nicht weiter abzuwenden.
Die Fischer haschten sie so gleich mit ihren Händen,
Und steckten sie zusammen in den Sack.
Ach! rief ein junger Krebs, vermaledeyter Tag!
Wer nach der Mutter Rath zu Hause blieben wär!
Ach! schrie die gute Frau mit Thränen hinter her:
Zu späte! lieber Sohn! die Nachreu hilft nichts mehr.

* *

Die XI. Fabel.

Die Vergnügsamkeit.

Die Menschen pflegten einst das Glücke zu verklagen,
Als würf es einem viel, dem andern wenig zu.
Zevs sollte sich ins Mittel schlagen,
Und zu Beförderung der allgemeinen Ruh,
Die Güter dieser Welt gewissenhaftig theilen.
Gott Jupiter erwog die Sache hin und her;
Er wollte sich nicht übereilen.
Die Theilung, sprach er, scheint zwar an sich selbst nicht schwer,
Es ist mir um ein Wort; es fragt sich nur dabey:
Ob euch damit gerathen sey?
Ja! rief der arme Mensch, wir geben uns zufrieden,
Wenn jedem unter uns ein gleiches Theil beschieden.
Nein! sprach Gott Jupiter, ich glaub euch dieses nicht.
Ich seh, daß der Erfolg der Hoffnung widerspricht;
Ich weis schon, wie ihr Menschen seyd.
Bedenke dich doch selbst, schrie hier ein Schwarm Poeten,
(Ha! ha! dergleichen Volk hat immer viel vonnöthen,)
Gereicht es deiner Gütigkeit
Denn nicht zu ganz besondern Ehren,
Wenn alle Menschen reich und keine Bettler wären?
Wie aber? wendete Gott Jupiter drauf ein,
Was würdet ihr doch wohl dadurch gebessert seyn?

Ge-

Gesetzt ich theilte meine Gaben
Mit voller Gleichheit unter euch:
Ihr würdet weniger, als vor der Theilung, haben:
Denn wo kein Armer ist, da ist auch niemand reich;
Wer nicht mit wenigem zufrieden,
Der würd es auch bey vielem Gut nicht seyn.
Gott sah den Geiz der Menschen ein.
Der Streit ward endlich so entschieden.
Hört! sprach der gütge Gott, die Theilung mag so bleiben,
Wie sie zeither gewesen ist;
Ihr habt mir ohnedem hierinn nichts vorzuschreiben.
Doch weil ihr euch nicht drein zu finden wißt:
So schenk ich euch hiermit, aus gnädigem Erbarmen,
Die selige Vergnügsamkeit.
Hier ist sie! nehmt sie hin! ich gebe sie den Armen;
Glaubt, wenn ihr diese habt, daß ihr viel reicher seyd,
Als andre, die bey vielen Gaben
Ein unvergnügtes Herze haben.
Theils griffen zu; theils nicht. Ach! schrie ein armer Weber,
Man sieht es schon: Zevs ist der rechte Geber!
Ich thu mir was auf die Vergnügsamkeit,
Auf die mir niemand was bey meiner Armuth leiht!
Geld macht die Leute reich; das sind nur leere Possen.
Gott Jupiter, den dieses bald verdrossen,
Riß der Gerechtigkeit die Wage aus der Hand.
Mich jammert, sprach er laut, der Menschen Unverstand;
Du unzufriedner Kerl! gieb deinen Beutel her!
Hier ist er, hörte man den groben Bengel sagen.

Weil

Weil nur zwey Kreuzer drinnen lagen:
So wog er folglich auch nicht schwer.
Zevs legte die Vergnügsamkeit
Zu diesem leichten Capitale;
Zwölf tausend Thaler baar lag in der andern Schale.
Seht, rief der gütge Gott, seht, ob ich euch betrogen?
Die Wage war kaum aufgezogen:
So ward die ganze Sache klar.
Der arme Beutel wog mehr, als zwölf tausend baar;
Weil die Vergnügsamkeit den Reichthum überwiegt.

* * *

Wer viel hat, ist oft arm; wer wenig hat, ist reich.
Man lebe mit sich selbst vergnügt!
Dadurch wird Irus Cröso gleich.

* *

Die XII. Fabel.

Die Ochsen und der Hirsche.

Acht Ochsen thaten einst zusammen eine Reise;
Sie wanderten nach ihrer Weise
Ganz langsam und gemächlich fort,
Und schwatzten unterwegs von den- und jenen Sachen;
Doch alles mit Bedacht, auf jeden Schritt ein Wort.
Der eine machte stets den andern was zu lachen;
Bald fiel der Narr mit Fleiß, bald blieb er seufzend stehn,
Und that, als würd er lahm, als könnt er nicht mehr gehn;
Bald stellt er sich zum Spaß, als würd er sterben müssen;
Bald tanzt er auf den Hinterfüssen;
Bald lief er vor, bald nach, bald rücklings, bald die Queer,
Und machte lauter Narrenpossen,
Als wenn er gar mit Hasenschrot geschossen,
Und nicht recht wohl bey Sinnen wär.
Man hatte manche Lust mit ihm zeither gehabt,
Denn auch die Ochsen scherzten gern.
Inzwischen kam ein Hirsche nachgedrabt,
Der schrie: Glück zu! wohin? ihr Herrn!
Wir gehn der Nase nach; mehr brauchst du nicht zu wissen.
Die Antwort schien den Hirschen zu verdrießen;
Doch weil er sich zu schwach befand,
So gleich im Eifer loszubrechen:

So

So that er klug daran, daß er sich überwand;
Er suchte sich mit List zu rächen.
Verzeiht mir! hörte man den schlauen Hirschen sprechen,
Wofern ich mich zu viel hier untersteh.
Ich habe zwar gefragt, wohin die Reise geh?
Allein ihr müßt mir das nicht gleich so übel nehmen,
Es steht, so viel ich weis, ja eine Frage frey.
Jedoch dem sey nun, wie ihm sey!
Wenns euch zuwider ist, ich kann mein Maul schon zähmen
Erlaubt mir nur, daß ich den heutgen Tag
Gesellschaft mit euch machen mag!
Die Ochsen nickten mit den Köpfen,
Als sprächen sie: Ja! ja! der Hirsche lief voraus,
Das Rindfleisch folgte nach. Er bat sich dieses aus,
Damit man keinen Argwohn schöpfen,
Noch sich was Widriges von ihm besorgen möchte.
Der Zug sah prächtig aus. Es ließ recht ungemein,
Der Hirsche schien ein großer Herr zu seyn,
Dem folgten hinten nach ein Heer leibeigner Knechte.
Er führte sie mit Fleiß den Fußsteig über Feld,
Wo schon der Ackersmann die Wintersaat bestellt;
Hier war ein Schlagbaum vorgezogen.
Der Hirsche setzte gleich mit gleichen Füssen drüber,
Er war recht drüber hin geflogen;
Die Ochsen stunden still. Fort! rief er, nur herüber!
Wagt immer einen Sprung! ihr habt hier nichts zu scheun;
Pfuy! schämt euch! traut ihrs euch nicht zu, so hoch zu springē?
Was taugt denn unversucht? Ihr müßt nicht furchtsam seyn;

Holt nur recht aus! Es wird euch in der That
Viel leichter, als ihr denkt, gelingen.
Der Ochse, der zeither Scarmuzens Amt vertrat,
Ließ endlich sich bereden und bewegen,
Die erste Probe abzulegen.
Bey Seite! rief er. Macht mir Platz!
Er drabte drauf vier Schritte weit zurücke.
Nachdem er ausgeholt: So that er einen Satz,
Und sprang, jedoch zu kurz. Der Kerl war schwer und dicke;
Und weil er bey dem Niederschieben
Stark an den Schlagbaum angeprellt:
So hatt er sich den ganzen Kopf zerschellt.
Der Hirsche schrie: Wer folgt? Hat niemand mehr Belieben,
Sich und sein Glück empor zu schwingen?
Wiewohl euch Ochsen pflegts weit besser anzustehn,
Der eignen Nase nachzugehn,
Als einem Hirschen nachzuspringen.

* * *

Ihr Kinder! merkts euch hier! strebt nicht nach hohen Sachen,
Besonders, wenn ihr nicht dazu gebohren seyd!
Laßt euch die Ochsen klüger machen;
Thut, was euch möglich ist; und bringt ihrs nicht so weit,
Als mancher, dem das Glück den höchsten Gipfel gönnt:
Das ist euch Ehre gnug: Ihr thut so viel ihr könnt.

* *

Die XIII. Fabel.

Die Tugenden.

Man sah die Schaar der Tugenden
Einst in den Hundstagsferien
Von der gewohnten Arbeit ruhn.
Sie hatten ohnedem in den vergangnen Zeiten
Nicht halb so viel, als itzt, zu thun.
Denn damals fehlt es oft an tugendhaften Leuten,
Die heut zu Tage so gemein
Und fast nicht mehr zu zählen seyn.
Doch wieder in das Gleis! Hört, sprach die Mühsamkeit,
Ich kann nicht lange müßig bleiben;
Wir könnten uns die Zeit wohl durch ein Spiel vertreiben.
Ich spiele mit, rief die Zufriedenheit.
Die andern sagten auch, sie liessen sichs gefallen.
Man nennte viele Spiele her;
Es stritt sich, welches unter allen
Das lustigste für sie, und auch das beste wär.
Drauf wählte man ein Spiel; man nennts die blinde Kuh,
Und die Gerechtigkeit erbot sich selbst darzu,
Daß sie die Hauptperson des Spieles heissen wollte,
Der man die Augen blenden sollte.
Ein Schnupftuch her! rief die Zufriedenheit;
Nehmt meines! sprach die Gütigkeit,

Es ist hübsch groß, es wird dazu schon taugen.
Sie gabs der Keuschheit in die Hand,
Und diese, weil sie gleich am allernächsten stand,
Band der Gerechtigkeit die Augen,
Als einer künftigblinden Kuh,
Geschickt und regelmäßig zu.
Die andern Tugenden versteckten sich indessen,
Hier hinter einen Baum, dort hinter einen Strauch.
Die Redlichkeit, die den Gebrauch
Von diesem Spiele ganz vergessen,
Verkroch sich etwas gar zu weit,
In Meynung, daß man sie so bald nicht finden sollte.
Der Ort, worinn sie sich im Walde bergen wollte,
War einer Bärinn Wochenstube.
Die Redlichkeit kroch zu ihr in die Grube,
Und fand hier ihren Tod und auch zugleich ihr Grab.
Die Kuh ward ausgeführt, der man die Freyheit gab,
Den andern Schwestern nachzugehen.
Die Keuschheit schlich sich auf den Zähen
Ganz sachte von ihr fort, und hinter einen Stein.
Wo steckt ihr? rief die blinde Kuh.
Hier sind wir! hörte sie Ost-West-Süd-Nordwerts schreyn;
Sie tappte hin und her, und wußte nicht wo zu?
Oft meynte sie der Stimme nachzugehen;
Wenn sie nun vorwärts lief: So schrie man hinter ihr:
Gefehlt, gefehlt! Wir stecken hier!
Sie drehte wieder um, kam blind, blieb wieder stehen,
Und lauschte, doch umsonst. Man hatte lange Zeit

Den

Den größten Spaß mit der Gerechtigkeit;
Jedoch weil alle Lust, wenn sie zu lange währt,
Sich endlich in Verdruß verkehrt:
So kam die Gütigkeit nun von sich selbst gegangen,
Und ließ sich von der blinden Kuh
Gutwillig und mit Fleiße fangen.
Die andern kamen auch hier wiederum herzu.
Die Redlichkeit blieb weg. Man gieng, man suchte sie,
Man klagte, seufzte, weinte, schrie;
Doch alles ganz umsonst; sie war und blieb verlohren.
Vier Wochen etwan drauf ward in Bukolien
Dem Könige des Orts ein junger Prinz gebohren;
Gleich sollten alle Tugenden,
Nicht eine einzge ausgenommen,
Den Kronprinz groß zu ziehn, nach seinem Hofe kommen.
Was war zu thun? die Redlichkeit blieb aus.
Der Schluß fiel endlich da hinaus,
Man müßt an ihrer statt ein neues Mitglied wählen.
Man fragte bey dem Glück: Wer dazu tüchtig sey?
Da traf das Loos die Schmeicheley.
Die Wahrheit wußte sich für Eifer kaum zu fassen.
Sie flucht und schmählte lange Zeit
Auf diese neue Redlichkeit;
Indessen mußte sie die Wahl doch gelten lassen.
Ach! sprach die Sittsamkeit: Es läßt sich nicht erzwingen;
Ich bilde mir nichts Gutes ein,
Wir werden schlecht willkommen seyn,
Wenn wir die Lügnerinn mit uns nach Hofe bringen.

Als es zum Treffen kam: So giengs ganz anders her.
Der neuen Redlichkeit, das ist, der Schmeicheley,
Fiel jedermann bey Hofe bey;
Die Wahrheit galt fast gar nichts mehr,
Besonders bey der lieben Jugend.
Mit einem Wort, die neugeworbne Tugend,
Weil sie die Kunst verstund, den Leuten zu gefallen,
Bekam den Vorzug hier vor ihren Schwestern allen.

* * *

Wer fünfe grade nennt, und fein schmarotzen kann,
Den ehrt man überall, der ist der beste Mann.

* *

Die XIV. Fabel.

Der Stein und der Kratzbeerstrauch.

Es war ein hohler Weg, worinnen rechter Hand
Ein großer Stein am Rande sich befand,
Den so schon engen Weg noch weiter zu bedrängen.
Kein Wagen kam hier ungezwackt vorbey.
Der beste Fuhrmann blieb an diesem Steine hängen,
Und brach oft Achs und Rad entzwey.
Wenn nun die Kutscher wacker fluchten,
Und mit der größten Müh sich aufzuraffen suchten:
So lachte sie der Stein, der Schadenfroh noch aus,
Und machte sich die größte Freude draus.
Es war ihm allemal nur Leid,
Daß nicht der Kutscher gar den Hals gebrochen hätte.
Es stund ein Kratzbeerstrauch nicht weit,
Der trieb mit ihm zugleich hierüber sein Gespötte;
Indem er, wenn es nun noch endlich so weit kam,
Daß man das Rad aufs neu in Gang und Ordnung brachte,
Den Kutscher vollends rasend machte,
Indem er ihm die Peitsche nahm.
Denn wollt er sie nicht lassen liegen:
So wurde Schwager Hanns, der kaum aufs Pferd gestiegen,

Gezwungen, wieder abzusteigen.
Die scharfen Spitzen an den Zweigen
Verletzten ihm, durch ihren Widerstand,
Oft noch darzu die Finger an die Hand.
Wenn nun die Leute fort und dieses saubre Paar
Hierauf allein beysammen war:
So halfen sie einander drüber lachen.
He! rief der Kratzbeerstrauch. Der Kerl war recht bezahlt!
Gelt! Bruder! hab ich ihm die Hand nicht schön gemalt?
Ich kann den Leuten recht die Finger blutig machen.
Es ist nur Schade, sprach der Stein,
Daß unsre Thaten nicht in Erzt gegraben seyn;
Daß die Poeten sich nicht so viel Mühe geben,
Und mich und dich den Helden gleich erheben.
Wer weis, was noch geschieht? St! rief der Kratzbeerstrauch,
Dort kommen Leute! Siehst dus auch?
Was meynest du zu jenem goldnen Wagen?
Herr Bruder! Gieb ihm eins! Ich wette, sprach der Stein,
Er wird am längsten ganz und schön gewesen seyn.
Der Kutscher kam in vollem Jagen,
Vorbutz! da schmiß er um. Der Wagen brach entzwey.
Der Knecht brach Arm und Bein; die Pferde wurden scheu,
Und giengen endlich durch. Es war hier noch ein Glücke,
Bey der erschrecklichen Gefahr,
Daß niemand in dem Wagen war.
Gut! schrie der Kratzbeerstrauch, das ist ein Meisterstücke!
Du liebes Brüderchen! du hasts schon recht gemacht.
Drauf, als sie beyde sich hierüber satt gelacht,

Gab

Gab eins dem andern gute Nacht,
Der Meynung künftgen Tag die Freude fortzusetzen,
Und sich an andrer Schmerz rechtschaffen zu ergötzen.
Doch diesen Vögeln ward das Handwerk bald gelegt.
Der Ruf des letzten Falls hatt jedermann erregt.
Die Leute hatten noch sehr viel dazu gelogen;
Drum ward die Obrigkeit des Orts dahin bewogen,
Daß sie den argen Stein den Tag drauf sprengen ließ,
Der auf den ersten Schuß viel Stücke von sich schmiß;
Das größte davon traf den nahen Kratzbeerstrauch,
Und also half ein Schelm den andern hier erschlagen.

* * *

Ihr die ihr gerne hetzt, seht her! so gehts euch auch!
Wer böse Buben lobt, muß gleiche Strafe tragen.

* *

Die XV. Fabel.

Der Müßiggänger.

An einem großen Kirchweihfeste
Befand das Wirthshaus sich voll halbberauschter Gäste.
Die Lust ward allgemein; man ließ die Grillen fliehn;
Es ward gegeigt, getanzt, gesungen und geschrien.
Man trank auf du und du; die Bauern wurden Brüder;
Hier sof das Weib den Mann, der Sohn den Vater nieder.
Besonders saß ein Tisch voll auserlesner Freunde,
Die klagten über Krieg, und über böse Zeit.
Ihr Herrn! hub einer an, wir sind wohl nicht gescheut;
Krieg hin! Krieg her! der Henker hol die Feinde!
Mich durstet, trinkt doch fort! der Schulze trat darzu:
Nur lustig! sprach er zu den Gästen.
O ja! versetzten sie, Herr Schulz! ihr habts am besten;
Ihr dürft nichts thun, und lebt in guter Ruh.
Ach! rief ein Drescherknecht, den man den Faulen nennte,
Wenn ich es auf der Welt so weit noch bringen könnte,
Daß ich nichts mehr zu thun und gleichwohl stets dabey
Vollauf und gnug zu essen hätte:
Ich läge Tag und Nacht im Bette,

Und glaubte, daß mein Glück ganz unvergleichlich sey.
Gut! sprach der Schulze, wenn ihr wollt:
So könnt ihr Jahr und Tag so glücklich bey mir leben;
Ich will euch gnug zu essen geben,
Dafür ihr sonst nichts thun, als müßiggehen sollt;
Ein Wort, ein Mann. Er sagts auch nicht zum Possen,
Und gab im Ernste drauf dem Faulen seine Hand.
Die Bauern schlugen aus; der Handel war geschlossen,
Und weit und breit berühmt, erzählt, belacht, bekannt.
Der Faule nun trat gleich den nächsten Morgen
Sein unbemühtes Amt mit großen Freuden an,
Und glaubte für gewiß, er wäre glücklich dran.
Er aß und trank und schlief, und hatte nichts zu sorgen.
Man hielt ihn, wie ein Kind, man kämmt ihm früh das Haar.
Man zog ihn an und aus; man wusch ihn auch so gar;
Er durfte keine Hand bewegen;
Nach der ihm vorgeschriebenen Pflicht
Saß er den ganzen Tag im Großstuhl angepicht,
Da lag er hingezerrt, als könnt er sich nicht regen,
Wie ein verreckter Fuhrmannsgaul;
Mich hungert! sprach er nur; gleich kam die Magd gelaufen
Und bracht ihm gnug zu fressen und zu saufen.
Sie steckt ihm noch dazu das Brodt gekäut ins Maul,
Aus Furcht, er möchte sich daran zu müde beissen.
Das mögen gute Tage heissen!
Die Schenke war fast keine Stunde leer;

Die Leute kamen oft von zwanzig Meilen her,
Den Müßiggänger zu betrachten.
Das trug dem Schulzen schon was ein;
Er konnte nicht gnug brauen, backen, schlachten,
Und durft auch nicht besorget seyn,
Daß ihm das schale Bier zu Eßig werden würde.
Acht Tage giengen hin, daß unser Tagedieb
Sich seine Zeit gar wohl mit Müßiggehn vertrieb.
Die Faulheit ward ihm selbst nachdem zur Last und Bürde.
Das Liegen that ihm weh; das Sitzen fiel ihm schwer;
Die so gewünschten guten Tage
Verlohren den Geschmack, und wurden ihm zur Plage;
Die Schande kam dazu; er schämte sich nunmehr,
Ein Spott der ganzen Welt zu seyn.
Er wollte mit dem Schulzen brechen:
Allein der Schulze trieb ihn ein;
Narr! sprach er, halt mir dein Versprechen?
Das Jahr ist noch nicht um; es ist noch lange hin;
Sonst werf ich dich in Stock; du weist schon, wie ich bin.
Der Faule mußte noch bey seiner Faulheit bleiben;
Es war für ihn kein andrer Rath.
Man zwang ihn, nichts zu thun, so gern er sonst nichts that;
Sonst ließ er sich dazu, itzt von der Arbeit treiben;
Wo vor sein Himmel stund, stund itzt sein Höllenhaus.
Noch eine Woche hielt er aus;
Drauf fiel er weinende dem Schulzen zu den Füssen,

Und

Und bat, er möcht ihn lassen gehn;
Wo nicht: So sollt er ihn viellieber gleich erschiessen;
Es wär ihm länger hin unmöglich auszustehn.
Sein Bitten fand auch endlich statt.
Der Schulze hatte selbst der schönen Kurzweil satt,
Geh, sprach er, geh! du kannst nun aus Erfahrung sagen,
Ob Arbeit oder Ruh beschwerter zu ertragen.
Ich glaube, schrie der Narr, und schwur auch noch dabey,
Daß immer müßiggehn die schwerste Arbeit sey.

* *

Die XVI. Fabel.

Der Pinsel und der Spiegel.

Ein Maler, der vortrefflich malte,
Verthat zwar viel, und ward doch reich dabey,
Indem man ihm für jedes Conterfey
Zum wenigsten zwölf harte Thaler zahlte.
Man gab ihm Schuld, daß er ein Schmeichler sey.
War jemand häßlich anzusehen:
So wußt er doch das Ding so artig umzudrehen,
Daß er der Aehnlichkeit deswegen nichts benahm,
Indem er der Natur manchmal zu Hülfe kam.
Bey diesem Künstler hieng ein Spiegel an der Wand,
Der von der Malerey auch seinen Theil verstand;
Dem wollte niemand was für seine Mühe zahlen,
Weil er kein Schmeichler war, und sich, bey seinem Malen,
An das Original zu eigensinnig band.
Der Maler war einst nicht zu Hause;
Er war, so viel ich weis, auf einem Kindelschmause;
Die Pinsel lagen da und hatten müßge Zeit.
Der Spiegel konnte sich, bey der Gelegenheit,
So gern er sonsten schwieg, nun länger nicht entbrechen,
Sich mit den Pinseln zu besprechen.
So feyrig? hub er an. Ihr Herrn! ihr habt gut ruhn;

Nur

Nur ich muß immerfort bey meiner Arbeit bleiben.
Ihr könnt euch eure Zeit mit Müßigseyn vertreiben;
Ich mache mir beständig was zu thun,
Und dennoch pflegt man euch weit mehr, als mich zu schätzen,
Da mir der Rang doch über euch gebührt.
Seht her! hier hab ich euch copirt;
Wißt ihr mir was dran auszusetzen?
Nein! sprach ein Pinsel drauf. Was fehlt denn meinen Bildern?
Fuhr unser Spiegel fort; etwan die Aehnlichkeit?
Sagt, ob ihr selbst im Stande seyd,
Ein Ding natürlicher und besser abzuschildern?
Ich mal die Leute, wie sie sind.
Da eben liegt der Hund begraben,
Rief hier ein Pinsel aus, du bist der Sach ein Kind,
Und scheinst die Welt noch nicht recht ausstudirt zu haben.
Die blosse Wahrheit bringt nichts ein;
Je häßlicher man ist: Je schöner will man seyn.
Was die Natur versehn, das muß die Kunst ersetzen;
Die Menschen mögen sichs noch für ein Glücke schätzen,
Daß deine Malerey so lange nur besteht,
Bis das Original aus deinen Augen geht.
So? hub der Spiegel an, ihr seyd mir schöne Herrn;
Man weis es schon, ihr schmeichelt gern;
Das kann ich nun nicht thun, wie ihr es selber wißt;
Mit einem Wort, es ist mir nicht gegeben.
Wer schöner seyn will, als er ist,
Der kömmt bey mir gewiß darneben.
Die Pinsel fiengen hier gewaltig an zu lachen,

Herr Nachbar! sagten sie, hofft ihr etwan, die Welt,
Durch euern Eigensinn, vernünftiger zu machen?
Wer auf der Leute Gunst itzt seine Rechnung stellt,
Muß thun, als wenn er nichts von ihren Fehlern wüßte,
Als wenn er, was er sieht, an ihnen loben müßte.

* * *

Was einem schimpflich klingt, das hört wohl niemand gern,
Insonderheit die großen Herrn.
Gesetzt, daß hier und da was närrisches geschehn:
Wer klug ist, stelle sich, als könn er nicht recht sehn!

****

Die XVII. Fabel.

Die zween Tuchhändler.

Ein Kaufmann handelte. (Es ist schon lange Zeit!)
Mit alter deutscher Redlichkeit.
Das war ein grobes Tuch; jedoch von guter Dauer.
Die Waare ward gesucht, man kleidete sich drein;
Der Fürst so gut, als wie der Bauer.
Der Handel trug dem Manne sehr viel ein;
Er konnte nicht gnug Tuch verschreiben;
Es mußt auch stets damit bey einem Preise bleiben,
Den die Gewohnheit fest gestellt.
Man gab ihm, was er haben wollte;
Statt daß man bey dem Kauf erst lange handeln sollte,
Bekam er das gebotne Geld,
Auf einem Brette, baar; kein Abzug fand hier statt,
Weil man den schädlichen Rabat
Erst nach der Zeit erfunden hat.
Ein neuer Kaufmann kam viel Jahre drauf ins Land,
Der hatte sich so gleich des Vorzugs zu erfreuen;
Er handelte mit Schelmereyen,
Auf die er sich recht wohl verstand.
Die Waare macht er selbst, drum gab er sie nicht theuer.
Die Elle kostete nur sechste halben Dreyer;

Das Tuch war wohlfeil gnug; allein es hielt nicht viel.
Dergleichen liederliche Sachen
Kauft man auch schon zu hoch für einen Pappelstiel.
Indessen ließ man sich doch Kleider daraus machen.
Was prahlt und wohlfeil kömmt, das trägt wohl jeder gern.
Wer sonderlich bey großen Herrn
Sich einzuschmeicheln willens war,
Der mußte sich ein Kleid von diesem Tuche kaufen;
Denn wer sich redlich trug, dem drohte die Gefahr,
Bey Hofe übel anzulaufen.
Die Kanzeln legten zwar den wohlverdienten Fluch
Auf dieses neue Modetuch,
Wo möglich, den Gebrauch desselben abzubringen;
Allein man lachte sie nur aus,
Die Leute liessen sich nicht zwingen.
Sie schüttelten den Kopf, und folglich ward nichts draus.
Der alte Handelsmann verlohr die Kunden alle.
Er hatte weder Stern noch Glück,
Und kam mit seiner Tuchfabrik,
Weil wenig Abgang war, bey nahe gar zu Falle.
Kaum daß er sich noch hielt. Es kauft ihm niemand ab,
Als nur die Geistlichkeit und hohe Potentaten;
Er wär auch an den Bettelstab
Noch endlich vollends gar gerathen,
Wenn ihn die Majestät nicht mit Gewalt geschützt,
Und seine Handlung unterstützt.
Ein ernstlicher Befehl gieng durch das ganze Land,
Man sollte, wie vorher, die alten Tücher tragen;

Die

Die neue Tuchfabrik ward öffentlich verbannt.
Man durfte nichts darwider sagen,
Weil in dem Manifest zugleich ausdrücklich stand:
Würd jemand so ein Kleid an seinem Leibe haben,
Dem drohte man, ihn, wie er geht und steht,
Auf Hamans Kirchhof zu begraben,
Auf dem die Todten ruhn, sobald der Wind nicht geht.
Allein was halfs? Die Furcht vor der Gefahr,
Die bey dem Modetuche war,
Zwang das verwöhnte Volk, an statt zu Reu und Leid,
Zu etwas mehr Behutsamkeit;
Man lernte sich aus Noth verstellen.
So geht es in dergleichen Fällen,
Bey so verwilderten Gemüthern!
Die Redlichkeit blieb zwar der Kleider Ueberzug:
Doch dabey brauchte man den künstlichen Betrug,
Man ließ den Schelmen unterfüttern.

* *

Die XVIII. Fabel.

Die Saiten auf der Geige.

Ein so genanntes E, die Quinte wollt ich sagen,
Fieng immer an sich zu beklagen,
Als wiederführ ihm nicht gnug Ehre.
Das A, sein Nachbar, hielt ihm ein:
Wenn ich an deiner Stelle wäre,
Ich würde gern zufrieden seyn.
Was geht dir denn noch ab? Du stehst ja obenan;
Du hast ja unter uns den Vorzug zu genießen.
Ach! sprach das E, schon gut! Soll mich das nicht verdrießen?
Ich steh am meisten aus, und muß fast immer dran;
Ich sing auch unter euch den trefflichsten Discant;
Und gleichwohl hat man nicht so viel auf mich gewandt,
Als auf das grobe G; ich soll es sehn und leiden?
Ein solcher schlechter Kerl läßt sich in Silber kleiden?
Verdient ers denn? o nein! ich wüßte wohl nicht, wie?
Man sollte mich mit Silber überspinnen;
Mit mir verlohnte sichs der Müh.
Du würdest, sprach das D, dabey nicht viel gewinnen.
Die Sach erfordert vielen Zwang;
Du bist zu schwach, du magst es ja nicht wagen;
Du bringst dich sonst um deinen Klang.
Ihr Narren! rief das E, das müßt ihr Kindern sagen;

Ich glaub es nicht, drum schweigt nur still.
Der Silberdrat hilft ja dem G den Klang vermehren:
Warum denn nicht auch mir? Ich lasse mirs nicht wehren,
Es mag auch gehen, wie es will.
Die Quinte bat nach diesem ihren Herrn,
Als er die Geige nahm, und wieder spielen wollte,
Daß er sie überspinnen sollte.
Ihr dürft euch, sagte sie, dawider gar nicht sperrn,
Es wird euch keinen Schaden bringen,
Ich werde desto schärfer klingen.
Der Schüler maß der Quinte Glauben bey,
Und ohne lange nachzusinnen,
Ob auch die Sache thulich sey,
Erfüllt er ihren Wunsch, und ließ sie überspinnen.
Er nahm sie nun, und zog sie wieder auf,
Die schöne Quinte! die! Sie sollte heller singen,
Und gleichwohl hört er sie, sechs Tone gröber klingen:
Was, sprach er, heißt denn das? Du mußt mir wohl hinauf!
Er meynt, es läg an ihm, weil er beständig noch
Auf ihr gethan Versprechen fußte;
Drum dreht er immer zu, und spannte sie so hoch,
So daß sie gar zerspringen mußte.

* * *

Manch Narr will vornehm thun, und hat doch kein Geschicke,
Wer klug ist, fürchtet sich für übergroßem Glücke,
Weil Ansehn, Ehre, Stand und Pracht
Viel eher zwanzig grob, als einen höflich macht.

* *

Die XIX. Fabel.

Das hitzige Pferd.

Ein ausgeruhtes Pferd, das fast ein Vierteljahr
Nicht aus dem Stalle kommen war,
Bat selber seinen Herrn, er möchte doch zu Zeiten
Mit ihm wohin spatzieren reiten.
Es wünschte sich doch auch einmal recht umzusehn.
Gut! sprach der Herr, es kann geschehn;
Ich werde Morgenfrüh nach Landeshut verreisen,
Da kannst du deine Kräfte weisen.
Das Pferd schlug hinten aus; es fieng zu bäumen an,
Als wollt es Kapriolen schneiden;
Es wieherte für lauter Freuden,
Und wünschte sich schon fort und auf die freye Bahn.
Es hatt ihm keine Nacht so lange noch gewährt,
Der Tag brach endlich an. Man sattelte das Pferd.
Als nun sein Herr kaum aufgestiegen:
So fiel es in Galopp; es schien mit ihm zu fliegen
Und gieng so leicht und schnell, daß ihm die Haare pfiffen.
Bucephalus, den Alexander ritt,
Hat sich wohl jemals kaum so hurtig angegriffen.
Der Reiter hielt es an; halt, sprach er, geh im Schritt!
Der Berg, der vor uns liegt, ist schwer zu übersteigen,
Das Eilen bringt nichts ein; du kömmst darnach nicht fort.

Das

Das Pferd hieß seinen Reiter schweigen.
Herr! sprach es, laßt mich gehn! verlaßt euch auf mein Wort!
Der Berg sey noch so hoch, ich muß nur seiner lachen.
Ein Pferd, wie ich, wird sich daraus nichts machen.
Es wollte mit Gewalt von sachte gehn nichts wissen.
Der Reiter ließ ihm drauf den Zügel wieder schiessen.
Ein Fuhrmann war zwo Stunden schon voran,
Den trafen sie vor Fischbach an.
Das Reitpferd rief so gleich den vorgespannten Schnecken
Mit vielem Hochmuth zu: Wo fahrt ihr hin? ihr Schecken!
Nur nicht so höhnisch! guter Freund!
Sprach hier das Sattelpferd; wir fahren, wie es scheint,
Auf deinen Kirchhof zu, wenn du es ja willst wissen;
Du kannst dort jenen Berg von unsertwegen grüssen.
Das Reitpferd galoppirte fort.
Als es zum Berge kam, so fieng es an zu schnaufen.
Der Athem schlug ihm fehl, es konnte nicht mehr laufen.
Der Reiter spornt es an; nu, sprach er, halt dein Wort!
Hier ist kein Rath zum stillestehn;
Nur fort! wir müssen weiter gehn.
Die Schande schien das arme Thier zu rühren;
Es that sein äusserstes, es wollte galoppiren;
Es that noch einen Satz, und stürzte mit dem Reiter.
Das Pferd brach seinen Hals, der Herr das rechte Bein.

* * *

Die Uebereilung bringt nichts ein.
Wer langsam geht, der kömmt viel weiter.

* *

Die XX. Fabel.

Diogenes.

Diogenes kam wieder auf die Welt;
Er hatte sichs beym Pluto ausgebethen,
Das Reich der Lebenden noch einmal zu betreten.
Die Reise ward ihm frey gestellt.
Wohin? und auch warum? das sollt er erstlich beichten.
Er sprach, er hätte Lust die Deutschen zu beleuchten,
Von deren Treu und Redlichkeit
Man ihm schon seit so langer Zeit
Den Kopf so voll erzählt, daß er nicht ruhen könnte,
Wofern man ihm die Freyheit nicht vergönnte,
So ein beglücktes Volk mit Augen selbst zu sehn.
Gott Pluto sprach: Es mag geschehn.
Allein gedenk an mich, die Müh wird dich gereuen;
Es sieht in Deutschland übel aus.
Wo du da Menschen suchst: So kann ich dir voraus
Nicht viel besonders prophezeyen.
Was that Diogenes? Er kehrte sich nichts dran,
Er reiste schleunig fort und kam in Deutschland an,
In einer großen Stadt; (ich will sie hier nicht nennen)
Man fragte, wer er sey? Er gab sich zu erkennen.
Die Leute lachten ihn als einen Narren aus;

Man hieß ihn einen Hungerleider;
Pfuy! sprach man, seht doch nur, die abgeschabten Kleider!
Das Fleisch guckt durch den Strumpf; läßt das nicht recht gelehrt?
Der ganze Kerl ist kaum vier Groschen werth.
Diogenes gieng ganz beschämt bey Seite.
Er dachte bey sich selbst: Hier sagt man, was man meynt;
Das sind zum wenigsten recht offenherzge Leute,
Bey denen Herz und Mund genau verbunden scheint.
Sie wissen sich nicht zu verstellen.
Er war auch schon bereit, den Schluß daraus zu fällen,
Die Deutschen könnten Menschen seyn,
Wenn sie vielleicht mehr Unterricht bekämen;
Doch die Begierde kam ihm ein,
Noch eine Probe vorzunehmen.
Er kaufte sich drauf einen Pavian,
Und lief mit ihm zu einem Schneider.
Freund! sprach er. Hier ist Geld! macht meinem Affen Kleider,
Putzt ihn recht fürstlich aus, und sparet nichts daran;
Es koste, was es will, ich bin euch Mann davor.
Der Schneider nahm das Maaß u. macht ihm von Drapd'or
Ein langes Unterkleid, gleich aus bis auf die Füsse,
Ein seidnes Oberkleid nach eben diesem Risse,
Zugleich auch einen Bund nach Muselmänner Art;
Er malt ihm noch darzu den besten türkschen Bart.
Die Kleidung stund dem Affen ungemein.
Diogenes ließ gleich nach einer Senfte schicken,

Und setzte mit vergnügten Blicken,
Den kleinen Großvezier hinein.
Die Senfte gieng voran, er selbst lief hinter her.
Der beste Gasthof war damals der goldne Bär;
Halt! rief Diogenes, hier werden wir logiren.
Sie traten beyderseits hier ab.
Der Wirth, der ihnen gleich das Vorderzimmer gab,
Wußt unsern Großvezier nicht gnug zu respectiren.
Bald sprach er: Gnädger Herr! bald Ihro Excellenz!
Und macht auch noch darzu den tiefsten Reverenz,
Befehlen sie etwas? der Affe sprach kein Wort.
Geht! rief Diogenes, ihr habt umsonst gefragt:
Der Herr versteht kein Deutsch, er weis nicht, was ihr sagt.
Der Gastwirth neigte sich, und gieng drauf wieder fort.
Ach! sprach der weise Mann, mit einem bittern Lachen,
Gott Pluto hat wohl recht; ich seh es selbst nun ein;
Wo schon die Kleider Leute machen,
Da werden Leute gnug, doch wenig Menschen seyn.
Doch wollt er von dem Wirth nicht gleich auf alle schliessen.
Um nun den rechten Grund zu wissen,
Ließ er den Pavian am mittlern Fenster stehn,
Er aber wählte sich das andre gleich darneben,
Um auf das Volk der Stadt bey dem Vorübergehn
Genau und fleißig Acht zu geben.
Weil nun des Affens Staat des Pöbels Augen blendte,
Bekam der goldne Großvezier
So gleich viel hundert Complimente;
Man ehrte das vermummte Thier,

Das nicht einmal drauf Achtung gab,
Bald von der linken Hand, bald von der rechten Seite;
Es kamen auch wohl große Leute
Und nahmen hier ihr Hütchen ab.
Der Affe ward gegrüßt; den Weisen grüßte keiner.
Was? rief Diogenes. Das sollen Menschen seyn?
Ein Thier gilt mehr als unser einer?
Hier schätzt man kein Verdienst, hier ehrt man Pracht u. Schein;
Hier muß Gelehrsamkeit der reichen Thorheit weichen.
Ach! sprach er, du beglücktes Thier!
Ich werde weiter gehn, bleib du indessen hier!
Bleib! bleib! du bist bey deines Gleichen.

* * *

Ihr, die ihr in der Welt in Ehrenämtern sitzt,
Und euern hohen Rang durch kein Verdienst beschützt,
Geht und bedankt euch bey dem Schneider!
Man grüßt euch; glaubt ihrs deñ? Man grüßt nur eure Kleider.

* *

Die XXI. Fabel.

Der Dorfhund und der Stadthund.

Ein Bauersmann fuhr einst sehr früh
Nach Hirschberg auf den Markt, sein Holz da zu verkaufen.
Sein Budel, das getreue Vieh,
Kam bey den Pferden hergelaufen.
Der Hund war niemals noch aus seinem Dorfe kommen,
Und hatte sich nunmehro vorgenommen,
Sich in der Stadt recht umzusehn.
Der Mühlhund rieth ihm zwar, bey Zeiten umzudrehn,
Und sich nicht ohne Noth in die Gefahr zu wagen.
Mich, sprach er, bringt kein Mensch in Ewigkeit mehr hin;
Ich weis, wie ich zerbissen worden bin;
Du bist ein schwacher Kerl, und kannst nicht viel vertragen.
Doch diese Warnung fand bey Budeln kein Gehör.
Er meynte, wenn auch gleich was zu besorgen wär:
So wollt er seine Haut schon theuer gnug verkaufen.
Kaum war er in der Stadt: So wünscht er sich schon fort.
Es kam ein ganzer Schwarm von Hunden zugelaufen,
Der eine zupft ihn hier, der andre zerrt ihn dort.
Hört, rief der Bauerhund, ich kann wohl Spaß verstehn:
Doch, wenn ich bitten darf, so laßt mich ungeschoren!

Drauf

Drauf schleppten sie ihn mit den Ohren
In dem Gerinn herum. Er wehrte sich zwar gut;
Was kann ein einzler thun bey einer solchen Menge?
Sein ganzer Oberrock war schon voll Koth und Blut;
Der Bauer bracht ihn noch mit Noth aus dem Gedränge,
Der mit der Geissel um sich schmiß,
Und den verfolgten Hund dem nahen Tod entriß.
Das heißt sich Witz mit eignem Schaden kaufen!
Wenn gleich sein Herr nachdem nach Hirschberg wieder ritt,
Der arme Budel gieng von nun an nicht mehr mit,
Um ja nicht noch einmal so übel anzulaufen.
Er wünschte weiter nichts, als nur Gelegenheit,
An seinen Feinden sich zu rächen.
Er fand sie auch in kurzer Zeit.
Ein Fleischer aus der Stadt kam, seinen Herrn zu sprechen;
Sein Hund gieng hinter ihm. Herr Budel kannt ihn bald,
Und wurde gleich voll Eifer, Gift und Flammen;
Er lief durchs ganze Dorf und schrie: Gewalt! Gewalt!
Ein Dutzend Hunde kam den Augenblick zusammen.
Ihr Brüder! sprach er, kommt, wofern ihr ehrlich seyd:
So steht mir heute bey mit eurer Tapferkeit!
Fort! rief er. Folgt mir nach! er lief, er sprang voran;
Er näherte sich seinem Feinde.
Den Angriff that er selbst, drauf packten seine Freunde
Den Stadthund insgesamt mit solchem Wüten an,
Daß dieser seinen Schwanz, nebst allen beyden Ohren,
Bey nah zu gleicher Zeit verlohren.
Der Fremde sah sich übermannt,

Er schrie und bat um gutes Wetter,
Und gab im Schrecken vor, er wär ihr naher Vetter.
Der Krieg ließ noch nicht nach. O, rief er, braucht Verstand!
Sagt, was euch so ein Sieg für Ehre bringen kann?
Lernt doch bescheiden seyn, und kämpfet Mann vor Mann!
Was ist das für Manier? Ihr zwölfe gegen einen.
Was? fuhr der Budel auf. Kann dir das fremde scheinen?
Ihr Städter habt ja selbst die Mode aufgebracht;
Ihr habt mirs eben so gemacht.

* * *

Man muß nicht mehr Bescheidenheit
Von andern Leuten sich versprechen,
Als man ihr selbst besitzt. Man kann mit Billigkeit
Die Grobheit, die ihr zeigt, mit gleicher Grobheit rächen.

* *

Die XXII. Fabel.

Die Fliegen und die Meise.

Ein alt und unbewohntes Haus
War eine Herberge von mehr, als tausend Spinnen;
Die spannten hier ihr Garn, als schlaue Jägerinnen,
Den Fliegen zum Verderben aus,
Die gleichfalls ihre Niederlage
In dieser wüsten Wohnung hatten.
Den Spinnen gieng ihr Fang beständig wohl von statten;
Sie fiengen Fliegen gnug; in einem einzgen Tage,
Zum wenigsten zwölf Schock, und manchmal auch noch mehr.
Die Fliegen fluchten auf die Spinnen
Und überlegten sich die Sache hin und her;
Ein tauglich Mittel auszusinnen,
An ihren Feinden sich zu rächen.
Wie nun die Fliegen meist sehr unbesonnen sind:
So kamen sie auch hier mit ihrer Rache blind.
Nach einem langen Kopfzerbrechen,
Ward endlich der Entschluß gemacht,
Um ihren Feinden recht zu schaden,

Die

Die Meise zu sich einzuladen.
Aus Rachsucht hatten sie nicht einmal dran gedacht,
Daß dieser Vogel zwar die Spinnen,
Doch auch zugleich die Fliegen frißt.
Der Antrag war geschehn. Man brauchte noch die List,
Die Gunst der Meise zu gewinnen,
Und auf die Gegenpart recht heftig anzuhetzen.
Man seh nur, sprachen sie, das Diebsgesindel an!
Sie fangen uns mit ihren Netzen;
Der Mensch thuts ihnen nach. Sind sie nicht Schuld daran,
Daß man auch euch so Garn als Netze strickt,
Und oft auf einen Zug zu hunderten berückt?
Ihr böses Beyspiel hat die Menschen klug gemacht,
Die ausserdem vielleicht wohl nie so weit gedacht.
Schon gut! schrie die begierge Meise;
Was braucht es mehr Beweis? Der Hunger, der mich plagt,
Glaubt alles, was ihr mir von euren Feinden sagt;
Man zeige mir die vorgerühmte Speise!
Zu dienen! riefen hier die Abgesandten aus,
Ihr Gnaden folgen nur! Sie sehen jenes Haus
Im Thale dort schnurgrade vor uns liegen;
Da eben ists, da haben wir
Und unsre Gegenpart zusammen das Quartier.
Sie kamen glücklich an, und hatten das Vergnügen,
Daß hier ihr Schutzgott gleich ein Dutzend Spinnen fraß;
Allein er fraß kurz drauf fast eben so viel Fliegen.

Ach! schryen sie, was heißt denn das?
Die Meise lachte nur, und sprach auf ihre Klagen:
Ich esse, was mir schmeckt; was wollt ihr noch viel sagen?
Warum entbrecht ihr euch der Pflicht der Dankbarkeit?
Wenn ihr von mir gefressen seyd:
So dürfen euch die Spinnen nicht verzehren.
Könnt ihr wohl mehr von mir begehren?

* * *

Wer einen Mächtigern in Noth zu Hülfe ruft,
Baut, wenn er Rettung hofft, sich Schlösser in die Luft.
Die überlegne Macht von einem solchen Freunde
Ist ihm weit schädlicher, als alle seine Feinde.

* *

Die XXIII. Fabel.

Die Zeit.

Ein junger Mensch, dem seines Vaters Grab
Den Schlüssel zu dem Gelde gab,
Ward plötzlich und mit einemmale
Ein Herr von einem Capitale,
Das mehr als bürgerlich und kaum erschöpflich schien.
Er ließ sich weiter nicht mehr ziehn;
Die Freunde durften ihm kein Wort zuwider sagen,
Weil Lehr und Unterricht nichts weiter bey ihm galt.
War er für sich gleich jung: So war sein Geld doch alt;
Das macht ihn majorenn. Er hielt sich Pferd und Wagen.
Er kaufte sich ein Dorf, und ward ein Edelmann,
Den der gefräßge Schwarm der magern Krippenreiter
Sich nimmermehr bequemer wünschen kann.
Er war zu gut. Dieß eben war die Leiter,
Auf der er unvermerkt in sein Verderben stieg.
Sechs Jahre hielt er Haus: So war das Dorf verfressen,
Und alles durchgebracht, was er vorhin besessen.
Was war nunmehr zu thun? Der Junker mußt in Krieg
Der vielen Schulden wegen laufen.
Er gieng so wie er war, und konnte nicht einmal
Sich eine Fähnrichsstelle kaufen.

Er ward mit Noth ein Corporal,
Und mußte redlich dafür büssen,
Daß er sein schönes Geld so närrisch weggeschmissen.
Es war ihm leid: Allein die Reu war nun vergebens.
Er hatte Herze gnug. Sein unerschrockner Muth
Floh niemals die Gefahr des Lebens.
Er scheute keine Schlacht. Er hielt sich immer gut;
Und dennoch war für ihn kein Glücksstern mehr vorhanden.
Er war bereits schon dreyßig Jahr
Als Corporal bey der Armee gestanden,
Und war noch immer, was er war.
Wer arm ist, steigt nicht leicht, dem mangelt Gunst und Glücke,
Dem zieht man andre vor, den weist man stets zurücke.
Ach! sprach der alte Corporal,
O stürbe mir doch itzt mein Vater noch einmal!
Itzt wollt ich andre Wirthschaft treiben,
Und bey dem Meinigen in Ruh und Friede bleiben.
Der Henker hol den Krieg! Ich bin nichts bessers werth;
Drum ist mir auf der Welt nichts Gutes mehr bescheert.
Sein Seufzen fand Gehör. Durch eines Freundes Tod
Riß ihn der Himmel aus der Noth.
Denn seines Vaters Bruders Sohn
Mußt ohne Testament und ohne Kinder sterben.
Der arme Corporal ward nun zu einem Erben
Von einer halben Million.
Das war ein Sonnenschein nach so viel Ungewitter!
Nachdem ihn Gott nun wieder reich gemacht:
Gab er dem Kriege gute Nacht,

Gieng heim, und kaufte sich zwey nah-gelegne Güter.
Hier lebt er ganz vergnügt in Fried und stiller Ruh.
Die Jugend gieng ihm ab; sonst hatt er nichts zu klagen.
Denn da ihm sechzig Jahr schon auf dem Rücken lagen:
So war er alt und schwach, und krankte immerzu.
Ach! sprach er, lieber Gott! ich danke für das Glücke;
Doch wenn du meine Wohlfahrt liebst!
So gieb mir, da du mir den Reichthum wiedergiebst,
Auch die verfloßne Zeit zurücke!
Schweig! rief ihm jemand zu; wenn hast du wohl gehört,
Daß die verstrichne Zeit den Weg zurücke kehrt?
Der Mensch kann in der Welt zu allem wieder kommen;
Die einzge Jugend ausgenommen.

* * *

Wohl, wer mit seiner Zeit genaue Rechnung hält!
Vermögen, Freunde, Glück, nebst allen andern Gaben,
Sind uns von Gott in Menge zugestellt,
Da wir die Zeit nur einfach haben.

Die

* *

Die XXIV. Fabel.

Der beneidete Mann.

Ein reicher Handelsmann hatt alles in der Welt
Und folglich über nichts zu klagen.
Wie nun der Neid sich gern zu reichen Leuten hält:
So konnt auch dieser Freund sich seiner nicht entschlagen.
Dieß einzge macht ihm nach der Zeit
Stand, Ansehn, Ehr, und Glück, ja selbst das Leben, leid.
Je mehr sein Reichthum wuchs; je höher er es brachte!
Um desto stärker ward der Neid.
Der ihm so viel zu schaffen machte,
Daß er für Aergerniß manchmal vergehen wollte.
Ach! sprach er, wenn mich Gott von dieser Zentnerpein,
Von dieser Last befreyen sollte:
Ich würde gern was rechts drum schuldig seyn.
Was hilft mich denn so Glück als Segen,
Wenn mich der beste Freund deswegen
Des ärgsten Hasses würdig hält?
Was hab ich denn davon für Freude?
Mein Gott! erlöse mich doch endlich von dem Neide!
Er wurde seines Wunschs in kurzer Zeit gewährt.
Denn Gott der sein Gebeth erhört,
Nahm ihm in Jahr und Tag, das, was er ihm gegeben.
Er wurde bettelarm; er hatte nicht satt Brodt,

Und mußte, bey der größten Noth,
Von andrer Leute Gnade leben.
Ach! sprach der arme Mann, wie komm ich denn dazu,
Daß mein zeitherger Ueberfluß
In Noth und Mangel sich so schnell verändern muß?
Schweig! rief der weise Gott, ich weis schon was ich thu;
War dieses nicht dein Wunsch? Sieh nur dein Glück recht ein.
Nun ist der Neid versöhnt, und alle deine Feinde
Verkehren sich in so viel gute Freunde;
Wen niemand neiden soll, muß arm und elend seyn.

* * *

Das war vortrefflich wohl gesprochen!
Der Neid ist wie ein Hund; er beißt und kaut und frißt,
So lange nur an einem fetten Knochen,
Bis nichts mehr abzunagen ist.

* *

Die XXV. Fabel.

Der Bock und die Tauben.

Die Tauben sahen einst den Bock im Hofe gehn;
Sie suchten sich an ihm zu reiben,
Und ihren Spott mit ihm zu treiben.
Ihr Schwestern! sagten sie, was meynt ihr? stinkts nicht schön
Um den galanten Herrn? Sein Umgang ist beliebt,
Der einem Tag und Nacht und fast zu allen Zeiten
Beständig was zu riechen giebt.
Man darf ihn nicht erst sehn; man riecht ihn schon von weiten.
Wahrhaftig! sein Geruch sollt einen fast verleiten,
Ihm wider Willen gut zu seyn.
So höhnisch? sprach der Bock. Was bildet ihr euch ein?
Ich glaube, daß ihr mich zum Narren haben wollt;
Hört! wenn euch vor mir graut, hab ich euch denn gebethen,
Daß ihr mich hier beriechen sollt?
Könnt ihr nicht sonst wohin mit eurer Nase treten?
Und ist denn der Geruch bey allen Thieren gleich?
Ich glaube meinem mehr, als euch.
Ihr werdet lange warten müssen,
Wofern ihr hofft, es werde mich verdriessen,
Daß euch mein Wohlgeruch so sehr zuwider scheint;
Ihr irret, wo ihr mich damit zu kränken meynt.
Gesetzt, ihr könnt mich nicht vertragen:

So fliegt nur sonst wohin! die Welt ist groß und breit;
Deswegen wird mirs nichts verschlagen.
Gut! daß ihr keine Ziegen seyd:
Sonst wär ich freylich zu beklagen.
Die Tauben schämten sich; sie sagten nicht ein Wort,
Und flogen sonder Abschied fort.

* * *

Es bleibt so leicht wohl nichts von Spott und Tadel frey.
Man mag die ganze Welt durchwandern:
So trifft man den Geschmack durchgehends vielerley;
Was einem wohl riecht, stinkt, dem andern.
Die Tadler sind nicht klug, die nicht zurücke denken,
Daß auch ihr eignes Thun oft schlechtes Lob erhält;
Und die sind nicht gescheut, die sich darüber kränken,
Daß ihr Talent nicht jedermann gefällt.

Neue
Fabeln.
Drittes Buch.

Die I. Fabel.

Der Strohmann und die Vögel.

Ein Bauer hatte kaum die Sommersaat bestellt,
Als gleich viel hundert Vögel kamen;
Die plünderten das hoffnungsvolle Feld,
Und frassen ihm den ausgestreuten Samen.
Der Mann erzürnte sich; er lief bald auf, bald nieder,
Und protestirete darwider.
Er scheuchte sie durch sein Geschrey,
So lang er dabey stehen blieb.
Als ihn der Hunger nun hierauf nach Hause trieb:
So trugen sie vor ihm auch weiter keine Scheu.
Früh sahen sie ihn schon aufs neue wiederkommen.
Er hatte noch dazu die Flinte mitgenommen;
Er lud sie stark und auf das beste.
Als er nun unter sie das erste Feuer gab:
Zerstreuten sich die ungebetnen Gäste;
Sie liessen von der Mahlzeit ab,

Und flogen alle fort. Sechs Finken blieben liegen,
Theils todt, theils in den letzten Zügen,
Voll unerträglich heisser Quaal.
Der Bauer blitzte noch einmal,
Den Feinden insgesamt, die hier zu Felde lagen,
Ein rechtes Schrecken einzujagen.
Die Vögel kannten ihn nunmehr von weiten schon.
Sie witterten ihn kaum: So flogen sie davon,
Und hielten ihm nicht weiter Stand.
Ha! dacht er, ist es so bewand:
So will ich euch die Saat schon aus den Zähnen rücken.
Er ließ sein abgelegt- und wohlzerlumptes Kleid,
Durch seines Weibs Geschicklichkeit,
Mit allem Fleiß aufs neu zusammen flicken.
Sie stopft es aus mit Stroh und andern Sachen;
Mit einem Wort, er ließ sich einen Strohmann machen.
Er lieh ihm seinen alten Hut;
Die Nächte sind oft kalt, und folglich ists nicht gut,
Wenn man sich nicht den Kopf besonders wohl verwahrt.
Er malt ihm noch dazu den fürchterlichsten Bart,
Und gab ihm über dieß noch einen langen Stecken,
Als ein gezognes Rohr, in seine rechte Hand.
Es ließ sich auch der Vögel Unverstand
Dadurch, nach Wunsch u. Sinn, zwey Tage glücklich schrecken.
Den dritten hielten drauf die Herren Malcontenten
Zusammen einen Rath. Ihr Brüder! sprach ein Staar,
Der Mañ sieht schrecklich aus. Ihr sagts. Es scheint auch wahr;
Doch da es möglich ist, daß wir uns irren könnten:

So

So sagt mir, warum suchen wir
Den Ursprung der Gefahr nicht gründlicher zu wissen?
Mir kömmt es wenigstens gar sehr bedenklich für;
Der Kerl steht da, als wollt er nach uns schiessen,
Und zielt wer weis? wohin. Nein! schaut ihn nur recht an!
Ich schwöre drauf, er kann nicht grade sehen,
Sonst würd er ja den Kopf nicht immer Nordwerts drehen,
Wenn wir ihm Südwerts stehn. Wo der uns treffen kann:
So weis ich nicht, was zielen heisse.
Ich glaube gar, er schläft, sprach eine Lerche drauf,
Ich flog bey ihm vorbey, und zwar mit allem Fleiße,
Der Kerl wards nicht gewahr; er sah nicht einmal auf.
Ihr dürft mir eben nicht viel gute Worte geben,
Befindet ihr es so für gut!
So flieg ich zu ihm hin, und tret auf seinen Hut.
Wohl! rief die ganze Schaar! So wage denn dein Leben,
Und zieh genaure Kundschaft ein!
Wir alle werden dir dafür verbunden seyn;
Des Himmels Schutz begleite dich!
Die Lerche hielt ihr Wort; sie flog; sie satzte sich
Auf unsers Strohmanns Hut. Er schien sich nicht zu rühren.
Sie hüpfte hin und her. Noch ward ers nicht gewahr.
Sie fieng zu singen an, und wagt es endlich gar,
Ihm auf die Flinte zu hofiren,
O, rief sie, kommt doch her! Es hat hier keine Noth,
Der Mann ist ausser Zweifel todt.
Als dieß die andern Vögel sahen:
Wuchs ihnen dadurch Muth und Herz,

Sich endlich auch herzu zu nahen.
Die Furcht verwandelte sich nun in Lust und Scherz.
Sie liessen sich den Mann nicht weiter mehr erschrecken;
Denn da sie sahen, wer er war,
So fragte die gesammte Schaar
Nichts mehr nach ihm und seinem langen Stecken.

* * *

Auch bey uns Menschen gehts oft so.
Man weicht, dem Ansehn nach, manchmal vor einem Riesen.
Wenn man ihn kennen lernt: So wird man überwiesen,
Man fliehe einen Mann von Stroh.

Die II. Fabel.

Die Demuth und der Hochmuth.

Die Demuth war vor alten Zeiten
Dem Reichthum unversöhnlich gram,
Sie wohnte mehrentheils bey arm- und schlechten Leuten;
Daher es denn mit ihr auch endlich so weit kam,
Daß man ihr keinen Platz bey Hofe mehr vergönnte.
Die Großen schämten sich, mit ihr mehr umzugehn,
Indem man sie schlecht weg die Bauertugend nennte.
Der Hochmuth scheute sich, nur neben ihr zu stehn.
Wenn sie ihm nahe kam: So spie er aus vor ihr,
Hielt sich die Nase zu, und rief: Was stinkt denn hier?
Wer Henker hat sich denn den Zipfelpelz versengt?
Die Demuth sagte nichts; sie schlich betrübt bey Seite,
Und mied mit allem Fleiß den Umgang großer Leute,
Wo sich der Hochmuth stets in die Gesellschaft mengt;
Sie lernte Spott und Schimpf vertragen,
Und unterstund sich kaum, ein widrig Wort zu sagen.
Sie gab beständig nach, und bracht es mit der Zeit,
Durch ihr bescheidnes Thun, mit guter Art so weit,

Daß

Daß Zank und Händel unterblieben.
Sie theilten beyde sich zusammen in die Welt.
Die Demuth trug den Sack; dem Hochmuth blieb das Geld;
Ihm wurde Stadt und Hof, die Dörfer ihr verschrieben.
Man hörte sie nicht weiter zanken;
Es hielt sich jedes Theil in den gesetzten Schranken.
Drauf kam ein gutes Jahr; Getraid und Obst gerieth,
Und folglich ward der Landmann reich.
Weil das Vermögen nun den Hochmuth nach sich zieht:
So kehrt er sich auch hier nicht mehr an den Vergleich,
Und gieng der Demuth ins Gehege.
Die Bauern thaten groß; sie bildeten sich ein,
So gut als Junker Hanns zu seyn;
Wer dieses widersprach, bekam von ihnen Schläge.
Die Demuth schwieg aus Furcht; ihr Anhang war zu schwach:
Drum gab sie auch hierinn dem starken Hochmuth nach,
Und ließ ihn nach Belieben prahlen.
Inzwischen währt es kaum ein Jahr,
Bis alles durchgebracht und aufgeborget war.
Drauf ward der Hochmuth krank; er hatte nichts zu zahlen,
Und gleichwohl mahnten ihn die Gläubiger recht sehr.
Erhob man ihn vorher bis an die Sternenbühne:
So hielt man, weil er arm, von ihm nun gar nichts mehr.
Man warf ihm über dieß die großmuthsvolle Mine,
Die ihn noch nicht verließ, als einen Fehler für.
Man gönnt ihm seinen Fall. Die einzge Heucheley
Sprang ihm noch in der Noth mit Rath und Troste bey.
Sie sprach: Mein Freund! ich rathe dir,

Kein

Kein offenbarer Feind der Demuth mehr zu ſeyn.
Es geht nicht an, ſie völlig zu verdringen;
Du kannſt dein Glück viel höher bringen,
Wenn ihr beyſammen wohnt. Der Hochmuth fand ſich drein.
Er ließ die Demuth zu ſich bitten,
Da ſie denn dergeſtalt zu dem Vergleiche ſchritten:
Die Demuth nahm den Mund, das Herz der Hochmuth ein.

* * *

Man kann von einem zwar nicht leicht auf alle ſchlieſſen;
Doch billigt leider! oft die Wahrheit den Verdacht:
Wer von der Demuth ſtets ſo gar viel Redens macht,
Der wird am wenigſten im Herzen von ihr wiſſen.

* *

Die III. Fabel.
Die Tulpen und der Pomeranzenbaum.

Die Tulpen rühmten sich, und machten sich sehr breit
Mit ihrer Farben Prächtigkeit.
Ihr Schwestern! Ists nicht wahr? sprach eine zu der andern,
Man mag das ganze Land durchwandern
Bis wo der fette Nil Aegyptens Erdreich düngt,
Und Früchte, Laub und Gras, aus Stein und Kies erzwingt:
Man findet nirgends unsers gleichen.
Doch still! wir werden uns vielleicht verkriechen müssen
Vor jenen prächtigen Narzissen.
Sie sehen, doch mit Gunst! fast aus, als wie die Leichen,
Als wollten sie zu Grabe gehn;
Sie sollten eigentlich in keinem Garten stehn.
Sie würden sich gar gut auf einen Kirchhof schicken.
Was will der Rosenstock? der krumme Krüpel! der!
Ich wüßte wohl, zu was er nütze wär,
Die alten Zäune mit zu flicken.
Die Merzenbecher dort, sind das nicht gelbe Mehren?
Je wenn sie lieber gar von purem Golde wären:
So würde sich der Mensch an ihrer Pracht versehn;
Wiewohl das wird wohl nicht geschehn.
Weswegen setzt man sie nicht lieber an den Zaum?
So hätten doch die Schweine was zu fressen.
Die Tulpen schonten nichts; kein Blühmchen ward vergessen,

Sie höhnten auch so gar den Pomeranzenbaum,
Der unweit ihrem Beete stund.
Mein! Seht doch! sprachen sie. Der Kerl! der Lumpenhund
Denkt, weil er größer ist, uns etwas vorzugehen?
Er trotzt auf seinen Nap; die Blüthen sinds wohl werth,
Daß ihn der Gärtner mehr, als unsre Blumen, ehrt.
Wir sollten in Gefässen stehen,
Wir würden noch einmal so schön und prächtig blühen.
Der garstge Kerl! es riecht um ihn,
Als hätt er einen streichen lassen;
Die Pestilenz kann kaum so giftig seyn,
Man möchte für Gestank erblassen.
Er stänkert, wie gesagt, den ganzen Garten ein.
Der Pomeranzenbaum sprach: Spottet immer hin!
Ich frage nichts nach euren Lügen.
Ihr tadelt, was euch fehlt; ich kann so, wie ich bin,
Drey Sinnen auf einmal vergnügen,
Wenn ihr das Auge bloß ergötzt.
Der Gärtner ist kein Narr; wenn der mich würdig schätzt:
So müßt auch ihr mich wider Willen leiden.
Ich zieh des Neides Schimpf der größten Lobschrift für;
Wenn ich nicht besser wär, als ihr,
So würdet ihr mich nicht beneiden.

* * *

Die Misgunst macht sich allezeit
An Leute von besondern Gaben.
Der Schluß hat seine Richtigkeit!
Wer Neider hat, muß auch viel Gutes an sich haben.

* *

Die IV. Fabel.

Die Hündinn mit ihren Jungen.

Die schönste Betze von der Welt,
Klein von Gestalt und zart von Knochen,
Kam mit vier Jungen in die Wochen.
Wie nun ein jedes Thier viel auf die Seinen hält:
So that auch unsre Wöchnerinn
Mit ihren Hunden groß, und glaubt in ihrem Sinn,
Daß niemand weit und breit so schöne Kinder hätte.
Sie baute schon, in ihrem Wochenbette,
Für ihre Prinzen einen Thron.
Ihr Mann, ein Fleischerhund, ein Tölpel von Person,
Kam schmeichelnd auf sie zugekrochen,
Und wünscht ihr Glück zu ihren Wochen.
Schatz! sprach er, wo es kann geschehn,
So laß mich unsre Kinder sehn.
Was? schrie das stolze Weib. Narr! Laß mich ungeschoren!
Was gehn dich meine Kinder an?
Sie sind für mich; ich habe sie gebohren.
Nur gnädig! sprach der gute Mann,
Du wirst mir doch wohl nicht den Vatertitel nehmen?
Willst du dich nun erst meiner schämen?

Es wird zu langsam seyn, nachdem ich dich gefreyt;
Ich bitte denk einmal an die verfloßne Zeit.
O! schrie die Wöchnerinn, auch Koth kann Feuer löschen.
Die Liebe thut manchmal mit Misgeburten schön;
Ich brauche dich nicht mehr, du kannst nun weiter gehn,
Mir ekelt itzt vor dir, wie vor den garstgen Fröschen.
Ja! wendete der Hund hier ein,
Es scheint, du dünkest dich für mich zu gut zu seyn;
Nein! warum hast du dir nichts bessers ausgelesen,
Wenn du für mich zu schön und zu galant gewesen?
Hab ich mich dir denn damals aufgedrungen?
Doch Scherz vorbey! Mach fort, und weise mir die Jungen!
Nein! sprach die Wöchnerinn, die ihn zurücke stieß,
Und ihm an deren statt, das Maul voll Zähne wies;
Du Räkel! rief sie, geh! du darfst darnach nicht fragen.
Der Hund zog traurig ab, und dacht in seinem Sinn:
Die Kinder sind ja sonst den Eltern nachgeschlagen;
Die Zeit soll Zeuge seyn, ob ich nicht Vater bin.
Die Mutter wurde nun des tölpschen Mannes los;
Sie that mit ihren Söhnen groß.
Ach! sprach sie bey sich selbst, wie werd ich mich erfreun;
Wenn meine Kinder einst die schönsten Hunde seyn!
Man wird sie nur für Geld die Leute sehen lassen;
Der Kaiser auf der Burg, der Pöbel auf den Gassen,
Gering und vornehm, groß und klein,
Wird mich deswegen glücklich preisen;
Mit Fingern wird man auf mich weisen.
Wie nun das Frauenvolk einander gern besucht:

So meldeten sich auch allhier zwey Nachbarinnen.
Wir wissen, sprachen sie, uns gar nicht zu entsinnen,
So schöne Kinderchen jemals gesehn zu haben;
Ey! schaut doch! was für artge Knaben!
Ihr Vater muß gewiß kein Narr gewesen seyn,
Wir möchten ihn doch gerne kennen.
Ja! sprach die Wöchnerinn, ihr werdet mir verzeihn,
Ich weis ihn selber nicht zu nennen.
Das aber weis ich wohl, er war von hohem Stande,
Ein Welscher von Geburt, galant, geschickt und klein;
Er schien den Minen nach ein junger Prinz zu seyn;
Er war zum wenigsten der schönste Hund im Lande.
Man kann ihn schöner nicht erdenken und ersinnen.
Das haben wir uns wohl gedacht,
Versetzten unsre Nachbarinnen:
Sie glaubten es, und nahmen gute Nacht.
Durch diesen blauen Dunst ließ mancher sich betrügen.
Viel hielten es für falsch, viel glaubten es für wahr;
Doch nach Verlauf von einem Viertheljahr,
Beschämte die Natur der Mutter freches Lügen;
Sie mochte sich auch noch so sehr darwider sperrn.
Die wohlgebohrnen jungen Herrn
Bekamen dick= und breite Köpfe
So groß, als wie die Ofentöpfe,
Und Pfoten, wie die Schemmelbeine;
Ihr aufgeschlitztes Maul glich einer offnen Scheune.
Kam ihnen unverhofft etwan ein Kalb die Queer:
So liefen sie ihm nach und bellten hinter her,

Und

Und machten dadurch selbst ihr schlecht Geschlechte kund.
An ihren Minen, Gang und Thaten
Konnt jedermann nunmehr errathen,
Ihr rechter Vater sey der alte Fleischerhund,

* * *

Was will man erst die Mütter fragen:
Wer ihrer Kinder Vater sey?
Man frage die Natur! die flieht die Schmeicheley;
Sie wird, glaubts sicherlich! die rechte Wahrheit sagen.

* *

Die V. Fabel.

Die zwey Lehrjungen.

Es hatt ein Handelsmann zwey Jungen angenommen.
Der eine war geschickt, doch liederlich dabey;
Er konnte, wie es schien, nicht Schläge gnug bekommen,
Sein Herr schlug manchen Stab umsonst an ihm entzwey.
Das Teufelskind zerschnitt der Köchinn oft die Teller,
Die Gläser ungezählt, die er mit Fleiß zuschmiß.
Er ward dafür gestraft; man steckt ihn in den Keller,
Allwo man ihn manchmal zwey Tage hungern ließ.
Der andre Junge schien die Einfalt selbst zu seyn.
Befahl ihm jemand was: So nahm ers unrecht ein,
Und konnte nichts gescheutes machen.
Man trug ihn mit Geduld; man mußte seiner lachen.
Inzwischen ließ man ihn deswegen doch nicht ruhn,
Man gab ihm immer was zu thun.
Bald trug er Wasser zu; bald holt er Bier, bald Wein;
Bald kehrt er aus, bald heizt er ein;
Bald half er gar der Köchinn backen,
Der mußt er noch darzu das Holz im Stalle hacken;
Er that auch alles gern. Fiel einem was zu schwer:
So hieß es: Ruft den Jungen her!

(So

(So gehts mit willigen Gemüthern!)
Einst sollte nun gemeldeter Hanns Dumm
Die Hühner auf dem Boden füttern.
Theils waren eingesperrt, theils liefen frey herum.
Der Junge schüttete das Futter auf die Erde,
Und sprach: Da habt ihrs! theilt euch drein!
Ihr könnt indessen schon damit zufrieden seyn,
Bis daß ich wieder kommen werde.
Den Hühnern, die im Korbe sassen,
War dieses ein verbotner Schmaus:
Sie sahen traurig zu, wie ihre Schwestern frassen,
Und schryen überlaut den größten Hunger aus.
Allein was halfen sie die vielen Klagelieder?
Ihr Speisemeister kam nach zweyen Tagen wieder.
Und warf den Fraß, wie vor, so auf den Boden hin;
Drauf lief er wieder fort, und dacht in seinem Sinn,
Er hätte seine Pflicht gar wohl in Acht genommen.
Die Freyen wurden fett, und zehrten alles auf;
Die Eingesperrten giengen drauf,
Denn diese hatten schon drey Tage nichts bekommen.
Als nun die Sache ruchbar ward:
So wollte Frau und Magd dem Jungen dieserwegen
Den Prügel um die Ohren legen.
Kein loses Schimpfwort ward gespart,
Und unser Hühnervogt erbärmlich ausgescholten.
Ich dachte, fieng der Narr sich zu entschuldgen an,
Die Hühner hätten was gethan,
Daß sie zur Strafe nichts zu fressen kriegen sollten.

Der Herr vom Hause kam zu allem Glück darzu,
Er mußte noch des Jungens Einfalt lachen.
Schatz! sprach er zu der Frau, geh! laß den Tropf zu Ruh!
Wär ich ein Narr, wie er, ich würd es selbst so machen.

* * *

Die Bosheit wird bestraft, der Unverstand belehrt.
Wer Thorheit rächen will, ist selbst der größte Thor.
Die Narren können nichts davor,
Daß ihnen Gott nicht mehr Verstand bescheert.

* *

Die VI. Fabel.

Der Affe.

Ein Affe, der ins neunte Jahr
Hans Wurst bey einem Arzte war,
Mit dem er fast die halbe Welt durchzogen,
Mit dem er auch zugleich die halbe Welt betrogen,
Riß von der Ketten los, gieng durch und nahm die Flucht,
Er hatte seinem Herrn ein Brennglas mitgenommen,
Und war, troß aller Müh, mit der man ihn gesucht,
In Pohlen glücklich angekommen.
Allhier begab er sich in einen großen Wald.
Die Bäre hatten hier stets ihren Aufenthalt.
Der Affe war nicht weit gegangen:
So hatten sie ihn schon erblickt.
Dem Fremden wurden gleich zwey Bäre nachgeschickt,
Die sollten ihn lebendig fangen.
Der Affe sprang auf einen Baum;
Die Deputirten nach. Was, schrie er, soll das heissen?
Ihr Herrn! ihr habt ja unten Raum;
Ihr kommt mir artig für; ich glaub ihr wollt mich beissen.
Was willst du hier? rief ihm der eine zu,

Man hat uns hergeschickt, dich darum zu befragen.
Hört! sprach er, laßt mich nur zur Ruh;
Ich will es euch schon in der Güte sagen.
Ich bin ein Arzt, der weit und breit gereist,
Und den man insgemein den großen Doctor heißt;
Habt ihr denn gar noch nichts von meiner Kunst vernommen?
Ich bin deswegen zu euch kommen,
Den Kranken, die ihr habt, mit Arzney beyzustehn.
Gut! sprach der andre Bär, mein Vetter liegt zu Hause,
Er ist noch krank von unserm letzten Schmause.
Drum bat er unsern Arzt, er möchte mit ihm gehn,
Und sehen, was zu machen wär.
Der Affe kam sogleich vom Baum herabgestiegen,
Gieng mit und sah den kranken Bär
In seiner Höhle keuchend liegen.
Er griff ihm an den Puls. Gelt! rief er überlaut,
Der Bauch thut ihnen weh? Es haben Ihro Gnaden
Den Magen sich zu heftig überladen;
Nicht wahr? daß Ihnen itzt vor aller Speise graut.
Getroffen! sprach der kranke Bär,
Was aber meynt der Herr, wie mir zu rathen wär?
Drauf wies er ihn zu einem Ameishaufen;
Von diesen Thierchen, die hier laufen,
Nehm Ihro Gnaden nur ein rechtes Maul voll ein;
Ihr Uebel wird dadurch so gleich gehoben seyn.
Kaum hatte sie der Bär gefressen:

So ward ihm übel drauf, er mußte grausam speyn.
Der Magen ward geräumt von dem zu vielen Essen;
Der Kranke ward gesund, der Arzt berühmt, geehrt,
Und durch den ganzen Wald zum Physico erklärt.
Die ganze Nation der Bäre
Gab ihm das Zeugniß öffentlich,
Daß niemand seines Gleichen wäre;
Doch eben dieses Lob war für den Neid ein Stich.
Besonders war ein Bär, den dieser Ruhm verdroß;
Er, der zeither allein des Pöbels Gunst genoß,
Spie nun, doch insgeheim, deswegen Gift und Galle,
Und brachte nach der Hand den Affen auch zu Falle.
Denn als derselbe sich vermaß,
Er wollte durch sein Wunderglas
Ein Feuer ohne Feuer machen:
So sucht er ihn damit am ersten auszulachen.
Die Probe sollte vor sich gehn;
Die ganze Bärwelt kam auf einem Platz zusammen;
Der Ort war frey, die Sonne strahlte schön;
Dieß alles war genau und richtig abgepaßt:
Der Affe hielt sein Glas an einen dürren Ast,
Der rauchte lange Zeit, drauf fieng er lichte Flammen.
Ach! schrie der neidsche Bär, seht doch den Bösewicht!
Der Kerl kann hexen! merkt ihrs nicht?
Unmöglich ist das Ding natürlich zugegangen.
Ihr Herren! denkt doch nach! Wo habt ihr den Verstand?

Er riß dem Affen drauf das Brennglas aus der Hand.
Kommt, sprach er, fühlt nur an! das Glas ist kalt. Nicht wahr?
Ihr Herren, fuhr er fort, die Sach ist sonnenklar;
Von dem, was selbst nicht brennt, kann auch nichts Feuer fangen.
Drauf machte die gesammte Schaar
Den bärenhäuterischen Schluß,
Daß, was man nicht begreift, vom Teufel stammen muß.
Der Affe ward so gleich verdammt und auch zerrissen.

* * *

Wir Menschen schliessen selbst manchmal nicht viel gescheuter:
Wenn wir ein Ding nicht zu begreifen wissen:
So sind wir in der That oft rechte B - - - -

* *

Die VII. Fabel.

Die Zwey Weintrinker.

Zwey sonst gar gute Nachbarsleute
Geriethen einst in einen Zank.
Seht die Gelegenheit zu ihrem harten Streite!
Der eine sof, der andre trank.
Der Säufer hieß Herr Hanns; der Trinker hieß Herr Steffen.
Der trank ein Quart, nicht mehr; der stets zwey Töpfe Wein.
Was meynst du? Nachbar Hañs! fieng Steffen an zu schreyn.
Ich will dich mit der Zeit im Trinken übertreffen.
Der Säufer lachte nur dazu.
Dop! sprach der noch einmal, ich trinke mehr, als du.
Ists Ernst? ja! ja! Ich setze tausend Gulden.
Ich auch. Schon gut! das Geld ward deponirt,
Und durch ein Instrument der Umstand clausulirt;
Die Wetter müßten sich gedulden,
Bis ihnen beyderseits der Tod das Glas genommen,
Denn eher konnte man zu keinem Spruche kommen.

Hanns

Hanns soff nunmehr, auf seinen alten Schlag,
Acht Quart und mehr auf einen Tag;
Ein Jahr war kaum vorbey: So lag er auf der Baare.
Herr Steffen trank nicht mehr, als ordentlich sein Quart,
Und lebte nach der Zeit noch über zwanzig Jahre.
Als nun nach aller beyder Sterben,
Die Rechnung untersucht und überschlagen ward:
So hatte Hanns verspielt. Drum nahmen Steffens Erben
Das ausgesetzte Capital.

* * *

Wer viel zu trinken denkt, trinkt wenig auf einmal.

Die

* *

Die VIII. Fabel.

Der gewanderte Floh.

Ein junger Kaufmannssohn sollt in die Länder gehn.
Er hatte zwar zum Reisen kein Belieben;
Die Mutter war ihm lieb, bey der er gern geblieben:
Doch endlich mußt er sich doch noch dazu verstehn.
Die ganze Nachbarschaft war bey dem Abschiedsschmause,
Man aß und trank auf gutes Glück,
Und wünschte halbberauscht den werthen Sohn vom Hause
(Er war ja noch nicht fort!) fein bald gesund zurück.
Ein junger Floh, der in der Köchinn Hemde
Zeither den Tisch gehabt, kroch diesem jungen Herrn
In seinen Hosengurt, und gieng mit in die Femde.
Dergleichen Leute reisen gern.
Denn wenn sie sich zu lang an einem Ort verweilen;
So kann sie Fall und Tod auch leichtlich übereilen.
Sein Herr fuhr auf der Post den Weg nach Handlungshausen,
Der Universität der deutschen Kaufmannschaft.
Die Lüste nahmen ihn hier gleichsam in Verhaft,
Und lehrten ihn, sein Geld manierlich zu verschmausen.
Der Handlung nachzugehn war hier zwar seine Pflicht:
Allein nach dieser fragt er nicht,
Wohl aber las er sich das beste Coffehaus
Zu seiner Zeitverkürzung aus.

Er legte sich aufs Spiel, und kratzte sich das Ohr,
Wenn er auf einen Satz sechs Louis blanc verlohr.
Die Austern schmeckten ihm, der Rheinwein stund ihm an;
Er wendete sein ganz Vermögen dran,
Und trug sich nett und bund gleich andern jungen Prahlern.
Er hurte, fraß und sof; so daß in einem Jahr
Ein Capital von dreymal tausend Thalern
Recht liederlich verschwendet war.
Was aber machte denn der Floh,
Der Wandersmann in Duodecimo?
Der blieb den ganzen Tag im Hosengurte stecken;
Er unterließ das Beissen gern,
Aus Furcht, er möchte seinem Herrn
Zu viel Verdruß und Qual erwecken;
Er stach ihn eher nicht, als wenn er L'ombre spielte,
Und auf das Spiel erhitzt nicht das Geringste fühlte.
Wenn ihn die Neugier trieb, sich einmal umzusehn!
Hielt ihm die Vorsicht ein, es könnte leicht geschehn,
Daß er den Weg zurück nicht mehr zu finden wüßte,
Und ohne seinen Herrn hier ewig bleiben müßte.
Wenn dieser schlief: So kroch der kleine Passagier
Aus seiner Herberge herfür;
Nu? sprach er zu sich selbst, wenn alles finster war,
Wie ist mir? Hab ich denn den Staar?
Ich hätte mich aus meinem Vaterlande,
Wenn ich das vor gewußt, wohl nicht hieher bemüht;
Ist das für eine Stadt nicht eine rechte Schande,
Daß man hier, wie bey uns, bey finstrer Nacht nichts sieht?

Die Sache war nun nicht zu ändern.
Als nun hierauf das wohlgereiste Paar,
Der Floh und auch sein Herr, aus den entfernten Ländern
Gesund und frisch zurücke kommen war:
Gab dieß Gelegenheit zu einem neuen Schmause.
Besonders kamen gleich die Flöh im ganzen Hause,
Und fragten ihren Freund, wies ihm gegangen wär?
Der kleine Schwarzrock that, als kennt er sie nicht mehr;
Allein sie pflegten ihn in einen Kreis zu schliessen,
Und wollten mit Gewalt von ihm was Neues wissen,
Was er auf Reisen sich gemerkt, gesehn, gehört.
Seht! platzt er endlich raus, weil ihrs von mir begehrt:
So will ich euch auf eure Fragen
Von - - was besondres sagen,
Ich weis gewiß, daß ihr es noch nicht wißt:
Man sieht dort nichts, wie hier, wenn man im Finstern ist.
Ach! sprachen sie, mein Freund! Ist das der Müh wohl werth,
Daß du so weit gewandert bist?

* * *

Das Reisen an sich selbst macht keinen nicht gelehrt.
Hat jemand einen Sohn? Laßt ihn nach - - reisen!
Wenn er auch sonst nichts lernt, er lernt da Austern speisen.

* *

Die IX. Fabel.

Der Holzhacker.

Ein Mann, der von der Holzaxt lebte,
Und zwischen arm und reich recht in der Mitten schwebte,
War immer misvergnügt. Er murrte Tag und Nacht,
Daß ihn der Himmel nicht, gleich andern reichen Leuten,
Zu einem großen Herrn gemacht.
Er wollte wenig thun, und dennoch viel bedeuten.
Er sah sein eignes Glück nicht ein.
Er durfte sich das Brodt aus Armuth niemals borgen.
War seine Axt geschärft, mehr hatt er nicht zu sorgen,
Und gleichwohl wollt er nicht damit zufrieden seyn.
Er sprach: Bey meinem Thun ist weder Ruhm noch Ehre;
Kein Mensch weis was von mir, ich werde nicht bekannt;
Verflucht sey mein geringer Stand!
O Himmel! wenn ich König wäre:
Da wollt ich mich für glücklich halten!
Ich dürfte wenigstens kein zähes Holz mehr spalten;
Zu Fuße gieng ich auch nicht mehr,
Ha ha! nicht einen Schritt; ich hätte Pferd und Wagen;
Die Diener müßten mich in einer Senfte tragen,
Ich machte mich wohl noch darzu mit Fleiße schwer.
Ich würde mich schon recht bedienen lassen.
Die Leute müßten auf den Gassen,

Mit blossen Köpfen vor mir stehn.
Da theilt ich Gnaden aus; den würd ich dort erhöhn,
Den hier erniedrigen; den setzt ich ab, den ein;
Und sonderlich, was schlechte Leute seyn,
Die so, wie ich itzund von ihrer Holzaxt leben,
Die wollt ich insgesamt in Grafenstand erheben.
(Das hätte noch gefehlt!) Indessen ward es Nacht.
Der Mann lag hinter seinem Zaume,
Schlief in Gedanken ein, und ward in einem Traume,
So wie er es gewünscht, zum Könige gemacht.
Sein Hut verkehrte sich in eine goldne Krone;
Die Räthe stunden um ihn her;
Er selbst saß voller Pracht auf einem hohen Throne,
Der Meynung, daß sein Glück nun auf der höchsten Stafel
Auf lebenslang befestigt wär.
Bald gab er Audienz, bald hielt er offne Tafel.
Prinz Merten aß und trank sich nun recht dick und satt;
Man hatte gnug zu thun, ihm immer einzuschenken.
Er war darum nicht zu verdenken,
Dem schmeckts am besten, der was hat.
Nach diesem fuhr er aus in einem prächtgen Wagen,
Da hatt er seine Lust; wenn man gegangen kam,
Und nicht den Augenblick den Hut herunter nahm:
So ließ er einem gar den Kopf herunter schlagen.
Bis hieher gieng es gut; drauf wandte sich das Blatt.
Die Leute hatten seiner satt;
Man rebellirete; man suchte den Tyrannen
Von Thron und Reiche zu verbannen;

Er sollte mit zu Felde gehn,
Und wußte sich aus Furcht dazu nicht zu verstehn;
Das Leben war ihm lieb. Ein neues Ungemach!
Die Feinde stellten ihm so gar mit Gifte nach.
Die Bosheit ward entdeckt. O wie erschrack der König!
Kein Essen schmeckt ihm mehr; er schlief des Nachts sehr wenig;
Er schrie, er heulte, wie ein Kind,
Und grämte sich fast todt, und weinte sich halb blind.
Immittelst wurd es Tag. Zu seinem größten Glücke
Stach den Monarchen eine Mücke,
So daß sein Königreich, so wie sein Traum verschwand.
O wie erfreut er sich, als er an seiner Seite
Die liebe Holzaxt hier an statt des Zepters fand!
Ach! sprach er, o wie gut! Und wenn es Kronen schneyte,
Ich hübe sie nicht auf; ich bin kein Narr nicht mehr;
Gott ehre mir die Axt! die Kronen sind zu schwer.

* * *

O gönnt ihr Niedrigen! den Hohen ihre Würde!
Ihr seyd zu schwach dazu; die Unlust ihrer Lust
Ist euch vielleichte nicht bewußt.
Je kleiner euer Stand; Je leichter ist die Bürde.

* *

Die X. Fabel.

Das Kind und die Ruthe.

Die Unerfahrenheit glaubt, was sie nur hört sagen.
Was Wunder? weñ ein Kind, das man noch nie geschlagẽ,
Auf seiner Mutter Wort getraut,
Und blindlings hin geglaubt, daß seine künftge Braut
Die ihm gezeigte Ruthe sey,
Die ihm der heilge Christ bescheerte.
Wo Hännsgen sich befand, war auch die Braut dabey;
Es küßte sie, so oft man es begehrte;
Er trug, er schleppte sich mit ihr den ganzen Tag;
Er nahm sie auch so gar des Abends mit zu Bette;
Er schlief nicht ein, wenn sie nicht bey ihm lag.
Statt daß er seinen Brey allein genossen hätte:
So lud er seine Braut drauf ein,
Die mußte seine Gästinn seyn
Und wechselsweise mit ihm essen.
Wenn nicht die Kinderfrau zum Schein
Der Ruthe stets Zech um den zweyten Löffel gab:
So wies er ihre Hand mit großem Eifer ab,
Und that, als hätt er sich schon wirklich satt gegessen;
Die Augen giengen ihm für Zorn und Unmuth über.
Kurz um, die Ruthe war ihm lieber,
Als aller Tändelkram, den die noch läpsche Welt

Sonst für ihr Himmelreich und für ihr Bestes hält.
Des Knabens Eigensinn wuchs immer mit den Jahren.
Weil Wort uud Drohung nun umsonst und fruchtlos waren,
Und Hännsgen nichts drauf gab, wenn ihn der Vater schalt;
So gab man ihm, aus billiger Gewalt,
Ein Dutzend Schmitze mit der Ruthe.
Der Knabe, der es übel nahm,
Und weinte, heult und schrie, daß ihn das Böckgen stieß,
Weil ihn die liebe Braut so auf den Rücken biß,
Gab sich in langer Zeit deswegen nicht zu Gute,
Und ward der Ruthe nun so gram,
Daß er sie weiter nicht begehrte;
Er zitterte vor Angst, wenn er sie nennen hörte.

* * *

Ihr großen Kinder seyd dem kleinen Kinde gleich.
So lange Hand und Herz nicht Schlag und Strafe fühlen:
Nein! was ist Hiob gegen euch?
Nichts! denn ihr könnt so gar mit Kreuz und Elend spielen,
So lang ihr keines habt. Denn, wenn die Noth erscheint:
So meynt ihr aus der Haut zu fahren,
So seyd ihr ganz verzagt, und heult und schreyt und weint.
Kann euer Heldenmuth sich schlechter offenbaren?

****

Die XI. Fabel.

Der Gukguk.

Der Hochmuth nahm einst einen Gukguk ein,
Er wollte mit Gewalt der Vögel König seyn.
Der Adler, der zeither die Herrschaft übernommen,
War ungefähr ums Leben kommen.
Ein Kronprinz war zwar da: Allein er war zu jung,
Und noch nicht majorenn. Weil nun das Volk drauf drung,
Und ohne Widerspruch herum votiren wollte,
Wer bis zu dem Beschluß der Minderjährigkeit
Die Vogelwelt regieren sollte:
Erhub sich bey der Wahl ein ungemeiner Streit.
Es waren vierzig Competenten,
Die ihrer Meynung nach den Thron besteigen könnten.
Den Gukguk hörte man vor allen andern schreyn;
Ihr Herrn, bedenkt euch wohl, und wählt nicht obenhin!
Vergeßt ihr mich denn gar? Ihr wißt ja, wer ich bin;
Was dünkt euch? Sollt ich nicht des Zepters würdig seyn?
Warum denn? werden hier vielleicht die Leser fragen;
Geduld! der Gukguk mags euch lieber selber sagen.
Was? sprach ein alter Storch, das wär in Wahrheit schön!
Geh; laß dir den Verstand erst bey dem Schleifer schärfen!
Ein schlechter Kerl, wie du, muß sich nicht unterstehn,
Sich zum Monarchen aufzuwerfen.

Wie? fuhr der Gukguk fort, du meynst, ich sey zu schlecht,
Das Amt der Herrschaft zu verwalten?
Ha, ha! ihr kennet mich vielleichte noch nicht recht,
Mich, den die Menschen selbst so hoch in Ehren halten;
Denn wenn sie gerne wissen wollen,
Wie lange sie noch leben sollen:
So fragen sie nicht euch, sie fragen mich darum;
Ich, ich bin ihr Oraculum,
Das ihnen ihre Lebenszeit
Mir selbst, oft unbewußt, doch richtig, prophezeyt.
Was geht das uns hier an? sprach eine Ringeltaube;
Der Menschen Unverstand und blinder Aberglaube,
Der zwar wer weis? was aus dir macht,
Wird von uns Thieren nur verlacht.
Steht dir bey ihnen gleich der Ehrentempel offen:
So hast du doch von uns das eben nicht zu hoffen,
Was dir ihr Aberwitz verspricht;
Denn wir sind keine Menschen nicht.

* * *

Ein hundertfaches Lob von unverständgen Leuten
Gilt einer Nulle gleich, zu der die Eins noch fehlt;
Ein Ruhm von kluger Hand, den man nur einfach zählt,
Hat tausendmal mehr zu bedeuten.

* *

Die XII. Fabel.

Das Gewissen.

Das ächt und ehrliche Gewissen,
Hatt einen großen Herrn, der ihm zu nahe trat,
Und Nasenstüber gab, einst in die Hand gebissen.
Was aber folgte drauf? Es ward auf frischer That
Vom Hofe gleich verbannt, und in die Flucht getrieben.
Es nahm den Abschied auch gar gern und willig an;
Denn weil es, wie bekannt, nicht viel vertragen kann,
So wär es ohnedem nicht länger da geblieben.
Es gieng und suchte sich nun einen neuen Herrn.
Man sah es Stadt und Land zwar fleißig durchhausiren,
Doch ohne Glück und ohne Stern.
Es fand die Häuser stets mit zugeschlossnen Thüren.
Kein Mensch gab seinem Suchen statt,
Weil niemand gern etwas mit ihm zu schaffen hat.
Warum? es predigte viel schärfer, als die Pfarrn.
Drum war ihm niemand gut. Man hatt es nur zum Narrn,
Und wenn man was betheuren wollte,
So daß der Eid so viel als nichts bedeuten sollte:
Schwur der gemeine Mann getrost bey dem Gewissen.
Inzwischen litt es große Noth,
Es hatte weder Geld noch Brodt,
Und meynte schon, es würd erhungern müssen.

Die

Die Geistlichen bemühten sich recht sehr,
Es bey jemanden anzubringen,
Sie sagten öffentlich, daß nichts so strafbar wär,
Als das Gewissen zu verdringen.
Ein karger Edelmann, der stets sein Volk nur plagte,
Der die Vermögenden von Haab und Gut verjagte,
Und um das Ihrige betrog;
Indem er alles das mit Freuden an sich zog,
Was sie bey ihrer Flucht betrübt zurücke liessen,
Erboth sich von sich selbst (o! seht den Heuchelschein!)
Er woll dem schmachtenden Gewissen
Zu einem Dienst behülflich seyn.
Der Wächter, der schon zwanzig Jahre
Des Nachts zeither das ganze Dorf bewacht,
Ward durch den Anfall von dem Stare,
Unbrauchbar und stockblind gemacht.
Man konnte länger nicht mit ihm zufrieden seyn;
Drum setzte man ihn ab und das Gewissen ein,
Damit war ihm und jedermann gerathen.
Die Bauern trieben ungescheut
Bis zu der späten Abendzeit,
So wie sie es gewohnt, die größten Lasterthaten.
So lang es Tag war, schlief nunmehro das Gewissen;
Denn da es nächtlich wachen müssen,
Die Stunden richtig auszuschreyn:
So konnt es nicht viel anders seyn.
Der neue Wächter war vollkommen wohl gelitten,
So gut sichs jemand wünschen mag.

Man sah und hörte nichts von ihm den ganzen Tag.
Die Bauern konnten sich nunmehr mit leichter Müh
Vor seiner scharfen Predigt hüten.
Er schlief beständig, wenn sie wachten;
Und wenn ihm Nacht und Amt die Augen munter machten:
So warn die Bauern fromm, auf deutsch, so schliefen sie.

* * *

Man hört den Wächter selten schreyn,
So lange wir gesund und nächtlich feste schlafen:
Allein wird uns denn stets so wohl zu Muthe seyn?
Kann uns Gott nicht mit Krankheit strafen,
Daß Schlaf und Ruhe fliehn? dann wird uns das Gewissen
Weit schärfer ins Gehör und schrecklich fallen müssen.

* *

Die XIII. Fabel.

Der fleißige Arzneybraucher.

Ein Mann, der für sein werthes Leben
Mehr, als es nöthig, sorgsam war,
Lief eben dadurch in Gefahr,
Der Erden gute Nacht zu geben.
Er war gesund und stark; und ob ihm gleich nichts fehlte:
So nahm er früh beym Thee stets was zu brauchen ein,
Indem er sich mit den Gedanken quälte,
Sey er gleich itzt nicht krank; er könn es morgen seyn.
Kein Mensch hat so, wie er, wohl jemals auf der Welt
Die Regeln der Diät so wohl in Acht genommen.
Was der Natur schwer zu verdauen fällt,
Das durft auf seinen Tisch nicht kommen;
Und auch dasjenige so gar,
Was ehedem sein liebstes Essen war,
Geräuchert Rindfleisch, Schnecken, Schinken;
Dieß alles, wie gesagt, schien ihn nun anzustinken.
Das Herze hatt er nicht, Sallate mehr zu essen.
Er machte gleich darüber einen Strich,
Als er gehört, es habe sich
Einmal ein altes Weib das Fieber dran gefressen.
Er schlug sich auch den Weinzahn aus,
Um vor dem Podagra sich gleichsam zum Voraus,
Mit großer Klugheit, zu verwahren.

Wenn

Wenn ein verschlagner Wind ihn in dem Leibe stach:
So glaubte man, dem Kreissen nach,
Er würde gleich von hinnen fahren.
Da mußten Junge, Knecht und Magd
Und über Hals und Kopf nach seinem Doctor springen.
Er kam, so bald man ihm die Nachricht kaum gesagt,
Und half ihn vollends gar um die Gesundheit bringen.
Er ordnete dem Kranken ein Klystier,
Das zehnmal wiederholt die Schmerzen tilgen sollte;
Er gab ihm Tropfen ein, so viel er brauchen wollte;
Die Arzney war ihm feil; er konnte nichts dafür,
Daß man ihn mit Gewalt zum reichen Manne machte.
Sein Kundmann, der ihm stets was rechts zu lösen gab,
Nahm immer desto mehr an seinen Kräften ab,
Je mehr er sich dadurch zu helfen dachte.
Drauf stellt ihm Gott im Traum einst die Gesundheit für,
Als wenn sie weinend zu ihm käme,
Und ewig von ihm Abschied nähme;
Sie gieng. Er schrie ihr nach: O Freundinn! bleib doch hier!
Was? Freundinn? rief sie ganz entrüst,
Die Medicin, die dort auf deinem Tische steht,
Beweist schon gnug, wie schlecht du mir gewogen bist.

* *

Die XIV. Fabel.

Die Rinne.

Die Rinne fieng nach ihrer Art
Einst mit den Schindeln auf dem Dache
Verdruß und Händel an. Sagt, sprach sie, wem ihr spart?
Erlaubt mir, daß ich euer lache.
Ich weis wohl, daß es euch verdrießt,
Daß ihr das Wasser nicht selbst zu verzehren wißt;
Ihr übergebt euch nicht; ich kanns euch nicht verhöhlen;
Ihr seyd, so wie ihr seyd, vollkommen geizge Seelen.
Das lügst du, fiengen hier zwey Schindeln an zu schreyn,
Wir geizig? nimmermehr! wer wollte dieses sagen?
Du kannst dich über uns mit Rechte nicht beklagen,
Du müßtest denn besoffen seyn.
Man sieht es schon, du bist nicht wohl bey Sinne.
Ihr seyd die rechten, sprach die Rinne,
Ihr gebt mir viel; ja wers nicht wüßte!
Ihr fragt den Tod darnach, wenn ich erdursten müßte.
Die Antwort war hierauf: Sind wir denn Schuld daran,

Daß du den gestrig-starken Regen,
Den wir dir zugewandt, so liederlich verthan?
Die Sonne strafet dich itzt der Verschwendung wegen;
Du hattest, wenn du Wirthschaft triebest,
Auf drey, vier Tage Wasser gnug;
Im Ernst! mein Freund! dn bist nicht klug,
Wenn du die eigne Schuld auf andre Leute schiebest.
Ein Narr kann auch das größte Gut
In kurzer Zeit mit leichter Müh verschwenden.
Wer alles auf einmal verthut,
Hat endlich nichts in beyden Händen.

* *

Die XV. Fabel.

Der gescheuchte Hanns.

Ein Bauerknecht von einem Dorf aus Pohlen,
Der wenig Deutsch verstund, nicht viel gesehn, gehört,
Fuhr einst in einen Busch, ein Fuder Holz zu holen.
Hier ward der arme Kerl gescheucht, verführt, bethört.
Ein Vogel, den er noch nicht kannte,
Und den man insgemein die alte Magd hier nannte,
Rief immerzu: Knaicht! Knaicht! Knaicht! Knaicht!
Hanns meynt; es gieng auf ihn, ließ Pferd und Wagen stehen,
Indem er sich entschloß, der Stimme nachzugehen.
Er bildete sich ein, es rief ihm eine Magd,
Mit der er ingeheim zu Hause Buhlschaft trieb.
Denn, dacht er bey sich selbst, sie hat mich herzlich lieb,
Und ist mir bis hieher aus Liebe nachgeschlichen.
Er küßte schon im Geist ihr werthes Angesicht;
Er lief, er suchte sie; allein er fand sie nicht,
Und war den ganzen Wald vergebens durchgestrichen.
Kaum war er hier: So rief es ihm schon dort,
Und eh er hinkam, flog der Vogel weiter fort;
Er guckte hinter allen Sträuchen,
In Hoffnung seinen Schatz noch endlich zu erschleichen,
Und fand zu hören gnug, und gleichwohl nichts zu sehn;
Er wußte nicht, wie ihm geschehn.

Drauf

Drauf bließ ihm Furcht und Schrecken ein,
Der Satan habe hier vielleicht die Hand im Spiele;
Man hätte der Exempel viele,
Daß Wälder voll Gespenster seyn,
Die einen auch so gar am lichten Tage plagen.
Er stieg mit Zittern auf sein Pferd,
Und fuhr, von Furcht und Angst bethört,
Mit dem noch unbeladnen Wagen
In völligem Galop zurücke.
Was fehlt dir? sprach der Herr, der es in diesem Stücke,
So viel ihm möglich, übel nahm,
Daß Hanns so wie er war und leer nach Hause kam.
Herr! sprach der arme Tropf, erschießt mich lieber bald!
Kein Henker bringt mich mehr in den verfluchten Wald;
Es geht darinnen um; ich weis was mir geschehen.
Knaicht! Knaicht! so schreyt es stets und niemand läßt sich sehen.
Geht das natürlich zu? So wahr ich ehrlich bin!
Wo schon der Teufel wohnt, da komm ich nicht mehr hin.

* * *

Ihr, die ihr Hannsens Einfalt lacht,
Seht, daß euch nicht die Furcht zu seinen Brüdern macht!
Denn wer kein gut Gewissen hat,
Den schreckt ein faules Holz, den scheucht ein rauschend Blatt.

* *

Die XVI. Fabel.

Die Schnecken und die Raupe.

Zwey Schnecken hiengen sich an einen großen Stein;
Sie schienen mit sich selbst nicht recht vergnügt zu seyn,
Indem sie sich mit tausend Grillen schlugen.
Ihr Wohnhaus, welches sie auf ihrem Rücken trugen,
Kam ihnen unbequem und zu beschwerlich für.
Deswegen suchten sie sich hier
Einander ihre Noth zu klagen.
Ach! hub die eine an, und seufzte recht darzu,
Wie müde bin ich von dem Tragen!
Ich auch! sprach diese drauf, du darfst mirs nicht erst sagen:
Ich weis es, liebes Kind! ja wohl so gut, als du;
Wir sind zur Plage recht gebohren,
Ich habe vielmal schon gedacht,
Es habe die Natur Verstand und Witz verlohren,
Weil sie uns mangelhaft und gleichsam halb gemacht;
Sie hätt uns, da sie uns so schwer beladen wollen,
Auch Händ und Füße geben sollen.
Wenn man auch sonsten nichts an uns zu tadeln fände!
So wäre das schon gnug: zwar wendet man hier ein,
Der klebricht-zähe Schleim dien uns an statt der Hände;
Allein man sage mir, wo unsre Füsse seyn?
Weswegen brauchen wir zum Reisen so viel Zeit?
Ein Thier, das Beine hat, kann stündlich weiter springen,

Da

Da wir es kaum so weit in Jahr und Tage bringen.
Die Menschen nennen uns ein Bild der Langsamkeit.
Gar recht! wir sind es auch, sprach ihre Nachbarinn,
Ach! daß ich wenigstens nicht eine Hündinn bin!
So dürft ich nicht so schwer und so gefährlich schleichen.
Du siehst den Fahrweg dort, wo ich vorgestern war:
Der Postknecht kam und blies, ich merkte die Gefahr,
Und wollt ihm aus dem Wege weichen;
Allein was half mich meine Müh?
Er kam mir auf den Hals, ich wußte selbst nicht, wie?
Es war dem Ansehn nach geschehn mit meinem Leben;
Zu allem Glücke trat sein Schimmel noch darneben.
Wo ist wohl auf der Welt ein schlecht versorgter Thier?
Die Raupe dort auf jenem Haselstrauche
Hat, wie du siehst, doch Füß an ihrem Bauche:
Ist sie nicht glücklicher, als wir?
Ach! sprach die Raupe zu den Schnecken,
Es sieht um euch wohl besser aus.
Wenn Sturm und Regen kommt: So habt ihr euer Haus,
So könnt ihr euch vor der Gefahr verstecken.
Ich hab euch lange zugehört,
Daß ihr euch meiner Füsse wegen,
Weil sie nicht euer sind, so unerlaubt beschwert;
Ich brauche sie; was ist euch dran gelegen;
Ihr könnt sie schon entbehrn; wenn ihr nach Nahrung strebt,
Kann euch das platte Land schon Vorrath gnugsam zeigen;
Ihr dürft auf keine Bäume steigen,
Wie unser einer thut, der von den Blättern lebt.

Viel eher möcht ich mich für unglückselig schätzen.
Ihr habt ein schlüpfrig Fell und Fleisch so zäh, wie Drat:
An mir ist alles weich und leichter zu verletzen,
Und dennoch klag ich nicht. Das ist der beste Rath
Für euch, ihr meine lieben Schnecken!
Ihr müßt auf die nicht sehn, die glücklicher, als ihr;
Stellt euch nur solche Thiere für
Die tiefer noch in Noth und Elend stecken.
Ich bitte, schaut einmal den Regenwurm dort an!
Ihr seht Gott Lob! er nicht. Seyd ihr nicht besser dran?
Ihr seyd zum wenigsten nicht blind;
Wie würde manches Thier sich so vergnügt erweisen
Und seinen Zustand glücklich preisen,
Wenn es nur noch das wäre, was wir sind.

* * *

Der Raupe kluger Rath sey denen auch gegeben,
Die neidisch darauf sind, wenn andre sich erheben.
Wer niedrig ist beklagt sich gern;
Allein man gönne doch den Höhern Stand und Gaben!
Hanns ist ein großer Herr. Laßt ihn den Vorzug haben!
Es giebt ja in der Welt noch immer kleinre Herrn,
Die mich, als wär ich Hanns, mit gleicher Ehrfurcht grüssen,
Und mich für groß paßiren lassen müssen.

* *

Die XVII. Fabel.

Die Zwey Finken.

Zwey Finken von dem ersten Range,
Zwey Reiter, sag ich, waren sich
Gehäßig, gram und ärgerlich;
Sie hinderten einander am Gesange,
Die eine fieng kaum an: So schlug die andre drein,
Und keine schlug recht aus. Dieß misfiel ihrem Herrn.
Was? sprach er, gleich und gleich gesellt sich sonst ja gern:
Weswegen wollt denn ihr nicht gute Freunde seyn?
Könnt ihr einander denn nicht in der Näh vertragen?
Weil sein Befehl hier leider! nichts verfieng,
Geschah es, daß er sie weit von einander hieng;
Drauf sungen sie den ganzen Tag
So fleißig und so gut sichs jemand wünschen mag,
Warum? Sie hörten nun einander nicht mehr schlagen.
Nach diesem legte sich ihr Herr zwey Wachteln zu,
Die hieng er hier und dort den Finken an die Seite;
Mit diesen lebten sie, als gute Nachbarsleute,

In größter Eintracht, Fried und Ruh;
Sie alternirten ihre Lieder
Gar artig und geschickt, und liebten sich recht sehr.
Die Wachteln sturben ungefähr;
Die Finken traureten und schlugen nun nicht mehr.

* * *

Des Standes Gleichheit ist der Freundschaft stets zuwider.
Zwey Künstler, deren Kunst sich gar zu merklich gleicht,
Vertragen sich gewiß nicht leicht.
Die beste Gleichheit ist der Freundschaft eigne Frucht,
Denn jene, die schon da, ist die nicht, die sie sucht.

* *

Die XVIII. Fabel.

Der Tiger und die Ochsen.

Das Reisen macht die Leute klüger.
In dieser Absicht nun verwechselte Prinz Tiger
Armenien, sein Vaterland,
Mit Deutschlands weltberühmten Triften.
Er machte sich gleich überall bekannt,
Um seiner Tapferkeit ein Denkmaal hier zu stiften.
Sein Stand durft ihm hierinn mit nichts behülflich seyn;
Er machte wenig Staat; er reiste ganz allein,
Und gab sich nirgends zu erkennen.
Man hieß ihn nur den fremden Held.
Die unerfahrne deutsche Welt
Wußt ihn, dem Namen nach, noch anders nicht zu nennen.
Die Wölfe hatten hier den Schafen,
Durch Mord und Rauberey, viel Drangsal angethan;
Prinz Tiger kam darzu, er nahm sich ihrer an,
Und schwur, die Mörder abzustrafen.
Die streifende Partey erschien nach diesem wieder;
Die Schafe wollten fliehn; ihr Held, der sie vertrat,
Hielt sein Versprechen in der That,
Und riß im ersten Grimm den Rädelsführer nieder;

Die andern drehten um; der Tiger setzte nach,
Und ruhte eher nicht, von Eifer angeflammt,
Bis er den Wölfen insgesammt,
Die mörderischen Hälse brach.
Die Schafe schrieben auch, nach beygelegtem Kriege,
Die Jahrzahl und den Tag von dem erfochtnen Siege
In ihrer Chronike zum Angedenken auf.
Der Held, ihr Herkules, kam ungefähr hierauf,
Bey seiner unbekannter Weise
Noch immer fortgesetzten Reise,
An einen ebnen Ort zu einer Heerde Vieh.
Es waren meistens lauter Rinder,
Die schmausten hier ihr Gras. Prinz Tiger grüßte sie.
Sie dankten nicht einmal. Hört! rief der Ueberwinder,
Ihr habt gewiß die Höflichkeit,
Als ihr von Hause giengt, vergessen mitzunehmen;
Man siehts wohl, daß ihr Ochsen seyd,
Sonst würdet ihr euch selbst der eignen Grobheit schämen.
Die Ochsen fiengen drauf zugleich zu brummen an;
Du Lappe, sagten sie, bist bey uns unrecht dran,
Dein schönes Narrenkleid mit seinen vielen Flecken
Wird uns so leichte nicht erschrecken.
Du trefflicher Hannswurst! Komm, laß dich doch besehn!
Du bist der Mann darnach, daß wir dir danken sollten;
Und wenn wir dir auch gleich die Gnad erzeigen wollten:
So würd es wenigstens so bald wohl nicht geschehn.
Hör, wenn du warten willst, vor Abend wird nichts draus.
Dem Tiger riß nunmehr Geduld und Großmuth aus,

Er schäumte recht vor Zorn, und sprang, mit vollem Wüthen,
Auf seine Gegner los, die er zu Boden riß,
Und sie die Grobheit ihrer Sitten
Mit ihrem Leben büssen ließ.

* * *

Ihr, die ihr oft nicht dankt, wenn euch ein Fremder grüßt,
Könnt eure Lection hier nehmen!
Wenn ihr erfahret, wer er ist:
So müßt ihr euch im Herzen schämen,
Daß ihr, den Ochsen gleich, so schlecht zu leben wißt.

* *

Die XIX. Fabel.

Die Gans und das Schaf.

Ein Schaf und eine Gans vertrieben sich die Zeit
Durch allerhand freundschaftliche Gespräche.
Einst rühmete das Schaf sein wollenreiches Kleid,
Dem nichts an Zierlichkeit gebräche.
Schau, sprach es, nur einmal die weichen Locken an,
Die meinen ganzen Körper zieren!
Bin ich vor dir nicht zehnmal besser dran?
Ich darf zur Winterszeit nicht halb so sehr erfrieren:
Ach! Freundinn! ich bedaure dich,
Daß du nicht Wolle hast, wie ich.
Dafür ist schon gesorgt, fiel unsre Gans hier ein,
Du scheinst mir mehr als ich beklagenswerth zu seyn;
Denn dir hat die Natur ein einzig Kleid verliehen,
Mir gab sie derer zwey. Betrachte mich nur wohl!
Erst hab ich meinen Rock von Federn anzuziehen;
Darunter trag ich noch ein wöllen Kamisol.
Was meynst du? Hab ich nicht mehr Kleider noch, als du?
Wenn das ist, sprach das Schaf, so hast du nichts zu klagen;
Allein es sey erlaubt zu fragen,
Weswegen trägst du denn den Oberrock stets zu,
Daß man die Weste nicht dafür erblicken kann?
Steht dieses denn bey mir? fieng unsre Gans drauf an,
Die ganze Schuld liegt an dem Schneider;
Denn wir bekommen ja von der Natur die Kleider,

Die

Die jedem Thiere seine Tracht
So wie es ihr gefällt, bald so, bald anders macht!
Wie sie uns kleidet, muß man gehen.
Sie mag auch, sprach das Schaf, ihr Handwerk schlecht verstehē
Sie liesse dir wohl sonst, wärs auch nicht allezeit
Doch wenigstens an Fest- und Feyertagen,
Die freye Wahl, dein Oberkleid
So wie die Menschen thun, nicht immer zuzutragen:
Der zugenähte Rock, den man allein nur schaut,
Macht, daß wir deinen Staat nur halb zu sehn bekommen;
Wer Henker hätte dir die Weste zugetraut?
Und hätt ich es nicht selbst von dir itzund vernommen,
Ich wüßte nichts davon; wie wollt ich es auch wissen?
Die Federn fallen mir zwar deutlich ins Gesicht,
Die Wolle, die du hast, seh ich und niemand nicht:
Du wirsts den Leuten sagen müssen.
Dein wöllen Unterkleid wird sonsten nicht bekannt.
Was that die tumme Gans? Wo sie nun gieng und stand,
Da rief sie überlaut stets: Wolle! Wolle! Wolle!
So daß der Ruf davon in Stadt und Land erscholle.
(Seit diesem schreyen auch die Gänse alle so.)
Ein Hund gieng ungefähr kurz drauf bey ihr vorbey,
Was, sprach er, heißt denn dein Geschrey?
Wenn du ja Wolle hast: So sag mir doch: Wo? Wo?
Ach! schrie die stolze Gans voll innerlicher Freude,
Hier unter meinem Oberkleide!
Gut! sprach der Hund, das muß ich sehn!
Er kam gleich auf sie zugelaufen,

Um ihr den Oberrock, die Federn, auszuraufen.
Sie ließ es herzlich gern geschehn,
So weh es ihr auch that: Sie litt den Schmerz mit Lust,
So daß sie nicht einmal bey der Entblössung schrie.
Herr Budel gab sich viele Müh,
Und rupfte sie recht kahl, besonders um die Brust.
Kaum sah er nun allhier was Wollen-ähnlichs stehen:
So sprach er: Du hast recht, du kannst nun immer gehen!
Sie thats, sie gieng, sie schrie von neuem: Wolle! Wolle!
Und wies dabey zugleich auf ihren Unterleib,
In Meynung, daß man sie deswegen ehren solle.
Dieß sah und hörete ein alt und schlaues Weib.
(Die Menschen hatten noch zeither
Die Federn und das Fleisch der Gänse nichts geachtet,
Und folglich keine noch, wie itzund abgeschlachtet.)
Frau Ilse haschte sie; sie fand sie fett und schwer;
Besonders fielen ihr die Federn in die Augen,
Auf die sich unsre Gans so viel zu Gute that.
Das alte Mütterchen hielt gleich hierüber Rath,
Wozu etwan die Federn taugen,
Und was damit zu machen sey.
Gut! sprach sie, itzund fällt mirs bey;
Bleib Strohsack, wo du willst! ich will mich sanfter legen.
Sie schlachtete die Gans der weichen Federn wegen,
Und machte sich ein Bette draus.

* * *

Wer keine Federn hat, dem rupft man keine aus.
Ein Kluger wird nicht leicht mit seinen Schätzen prahlen;
Man muß den Rumpf davon oft theuer gnug bezahlen.

Die

****

Die XX. Fabel.

Der Bauer und die Erdschocken.

Ein armer Bauersmann kam in die Stadt gelaufen;
Er hatte Eyer zu verkaufen,
Und gieng damit hausiren hin und her.
Es war gleich Essenszeit, als er von ungefähr
Vor eines Reichen Thüre kam.
Er lief unangemeldt ins Zimmer.
Dergleichen Leuten fehlt es immer
An Ehrfurcht, Höflichkeit und Schaam.
Hanns war es so gewohnt, stets grade zu zu gehn.
Er sah, wie Herr und Frau an einem Tische saßen,
Sie hatten gleich Erdschocken vor sich stehn;
Er sah auch, daß sie davon aßen.
Der Kerl verwunderte sich über dieses Essen,
Von dem er noch zur Zeit sein Tage nichts gehört;
Er stund entzückt, vernarrt, bethört,
Als hätt er seiner selbst vergessen.
Er wußte nicht genug die Augen aufzusperrn,
Bald sah er auf die Frau, bald sah er auf den Herrn.
Was bringt ihr? fragte man. Hanns sprach: Sechs Mandeln Eyer;
Zwölf Groschen geb ich sie, warum? ich brauche Geld,
Sie sind, so wie sie sind, wahrhaftig nicht zu theuer.

Die Frau ward mit ihm eins. Der Kauf war festgestellt,
Und Hanns bekam so viel, als er begehrte,
Der nunmehr wiederum den Weg nach Hause kehrte.
Allhier erzählt er seinem Weibe,
Was man für Uebermuth bey reichen Leuten treibe;
Ach! sprach er, liebes Weib! wir haben hohe Zeit,
Wofern wir uns zur Abfahrt schicken wollen;
Unmöglich ist der jüngste Tag mehr weit,
Es geht ja in der Stadt so zucht- und gottlos her;
Die Reichen wissen schon für Wollust fast nicht mehr,
Was Henker sie noch fressen sollen;
Das werd ich nimmermehr vergessen!
Das ist zu Sodom nicht geschehn;
Ich glaubts nicht, hätt ich es nicht heute selbst gesehn,
Daß Menschen Distelköpfe fressen.

* * *

Dergleichen Eiferer sind überall gemein,
Man schimpft des Nächsten Thun zu seiner eignen Schande.
Kann so ein blinder Lerm auch wohl erbaulich seyn?
Wer eifern will, der eifre mit Verstande!

* *

Die XXI. Fabel.

Das
Kind und der Schatten.

Die Kinder giengen einst den Bauern in die Rüben;
Sie machten Beute gnug, eins hier, das andre dort;
So bald die Taschen voll, so liefen sie mit fort.
Ein Kind war noch allein und hinten nach geblieben;
Das stund noch stets gebückt; es sah nicht einmal auf,
Und gab für Emsigkeit so gar nicht Achtung drauf,
Als die Camraden weiter giengen.
Es konnte fast nichts mehr in seinen Schubsack bringen;
Der war für seinen Geiz noch immer viel zu klein;
Er schien zwar Rüben gnug in seinen Raum zu fassen,
Und dennoch schien das Kind nicht mit vergnügt zu seyn;
Es hätte lieber gar nicht eine stehen lassen.
Inzwischen war der Tag dem Untergange nah;
Indem nun unser Kind die Flucht der andern sah:
So wollt es endlich auch sich länger nicht verweilen,
Und mit der Beute heim zu seiner Mutter eilen.

Es ward ihm Angst dabey. Man weis, wie Kinder seyn,
Sie fürchten sich, und sind nicht gern allein.
Die Sorge kam dazu, daß nicht die Bauern kämen,
Und ihm das Ihre wieder nähmen.
Der kleine Rübendieb, den Schrecken und Gefahr
Mehr als die Last beschweret hatten,
Wurd einen schwarzen Mann (das war sein eigner Schatten,
Der immer mit ihm lief) zur rechten Hand gewahr.
Der Knabe glaubte nun, es sey um ihn geschehen,
Er würde nimmermehr die Mutter wiedersehen.
Er sprang aus Furcht nun noch einmal so sehr:
Allein der schwarze Mann sprang immer neben her,
Als wenn er ihn erhaschen wollte.
Er fieng erbärmlich an zu schreyn,
Daß ihm der finstre Kerl vom Leibe bleiben sollte.
Und bat ihn noch dazu mit Thränen um das Leben;
Er sollt ihm dasmal nur verzeihn,
Er wollt ihm auch die Rüben wieder geben.
Der Knabe war auch in der That so dumm,
Daß er so gleich die ganze Beute
Aus seiner Tasche zog, und in die Furchen streute;
Er dreht auch noch dazu den leeren Schubsack um,
Und sprach: Da siehst du nun, ich habe keine mehr!
Drauf sprang er hurtig fort, und kam zu allem Glücke

Noch

Noch endlich in das Dorf mit heiler Haut zurücke;
Er dankt es Gott wer weis wie sehr,
Daß er dem schwarzen Kerl noch so entkommen wär,
Den hier die Wohnungen, durch ihren größren Schatten,
Verhindert und zernichtet hatten.

* * *

Wer nicht Gespenster glaubt, der glaubt doch ein Gewissen,
Dem alle Furien den Vorzug lassen müssen;
Sie wüten nur des Nachts und scheuen Tag und Licht,
Darnach fragt das Gewissen nicht,
Das pflegt uns Tag und Nacht zu scheuchen.
Wo ist ein Kobold seines gleichen?

* *

Die XXII. Fabel.

Das Leichencarmen und das Buhlerlied.

Ein Leichencarmen war und zwar von ungefähr
In eine Heringsbude kommen,
Wo schon von langen Zeiten her
Manch ehrlich Manuscript den Platz vorausgenommen.
Das Seitenbrete war die Helfte schon belegt
Mit vollgeschriebnen Schreibebüchern;
Man braucht sie hier zu Leichentüchern,
Wenn man die Heringe von dar zu Grabe trägt.
Das Leichencarmen kam bey ein Papier zu liegen,
Auf dem ein Buhlerliedchen stand.
Kerl! sprach es, zugerückt! der Platz zur rechten Hand
Gehört für mich; du kannst dich sonst wohin verfügen.
Nur sachte! schrie das Buhlerlied,
Das seinen Nachbar grob und ungeschliffen nannte;
Wir sind ja, fuhr es fort, Profeßionsverwandte,
Dein Vater war ein Reim- und Lügenschmied,
Und meiner war es auch. Sind deine falschen Thränen,

Dein lächerlicher Schmerz und dein erzwungnes Ach!
Der Wahrheit ähnlicher als mein verliebtes Sehnen?
Wenn das erweislich ist: So geb ich gerne nach.
Wie? sprach der Trauerreim. Ich handelte mit Lügen?
Ja! ja! O nimmermehr. Das kann unmöglich seyn;
Wer lügt, der stiehlt auch insgemein:
Wem stehl ich was? Wen such ich zu betrügen?
Du Dieb, du Lügner selbst! Ich nehm den Schimpf nicht an,
Rief hier das Buhlerlied; dein baarbezahltes Klagen
Wird bey der Wahrheit sich so leicht kein Lob erjagen;
Versammle Deine Kunst! Laß deinen Trauerschwan
Mit den gesalznen Wellen spielen!
Ersäufe durch den Trost den bangen Eigensinn!
Man merkt es deutlich gnug, wohin
Die theuren Thränengüsse zielen.
Schweig! sprach der Trauerheld, du darfst dir über mich
Das Maul noch lange nicht so unerlaubt zerschlagen;
Es wär von dir gar viel zu sagen,
Die ganze Welt beschwert sich über dich.
Wie sündlich ärgerst du die Unschuld zarter Tugend!
Denn deines Ausdrucks Schlüpfrigkeit
Lockt, reizt, erhitzt, verführt die unerfahrne Jugend,
So, daß sie sich der frechen Liebe weiht.
Ach! sprach das Buhlerlied, mein Freund! besinne dich!
Giebst du den Leuten nicht mehr Aergerniß als ich,
Wenn dein erkauftes Lob den einen Engel nennet,

Den manchmal Stadt und Land als einen Teufel kennet?
Was nützt die Seligkeit, die auf dem Zettel steht?
Dein prächtig aufgeputzter Himmel?
Wenn Mops zwar aus dem Weltgetümmel,
Doch auch zugleich den Weg zu der Verdammung geht,
An jenen dunklen Ort der Qual;
Was hilft ihn da dein schöner Sternensaal?
Wer hört doch wohl nicht gern die Seinen selig preisen?
Sprach hier der Trauervers. So? schrie das Buhlerlied,
Heißt das die Leute nicht mit leerem Winde speisen?
Aus dem man noch dazu die schöne Folgrung zieht:
Kann der und der, nach so viel Schand und Sünden,
Den Himmel für sich offen finden:
So leb ich, wie ich will; was werd ich mich viel grämen?
Gott wirds mit mir allein so gar genau nicht nehmen.
Mein schöner Herr! was meynst du nu?
Heißt das nicht Aergerniß gegeben?
Du Schlange! bist nicht werth, noch einen Tag zu leben.
Sie zankten sich noch immerzu.
Zu allem Glück kam eine Magd gelaufen,
Sich einen Hering einzukaufen;
Sie las sich einen aus. Wie theuer, sprach sie, der?
Drey Gröschel. Hier ist Geld. Schon gut. Gebt ihn nur her.
Das Heringsweib zerriß hier ohn Erbarmen
Das in sich selbst verliebte Leichencarmen,
Und wickelte den schmutzgen Hering drein.

In-

Inzwischen sah die Magd das Buhlerliedchen liegen;
Sie nahm es in die Hand; sie las es mit Vergnügen,
Und weil es ihr gefiel: So steckte sie es ein,
Und sang es manchen Tag wohl hundertmal und drüber.

* * *

Ihr Dichter, spart den frommen Fleiß,
Den der gemeine Mann niemals zu schätzen weis;
Ein frecher Ausdruck ist ihm lieber,
Als alles, was die Kunst des Beyfalls würdig schätzt.
Wer für den Pöbel schreibt, der muß ganz anders singen.
Was ein gemeines Ohr ergötzt,
Muß, leider! frey und frech und zotenhaftig klingen.

* *

Die XXIII. Fabel.
Die Kinder und die Birke.

Die Kinder kamen einst mit Haufen
Im Frühjahr, wenn der Saft erst in die Bäume tritt,
Auf eine Birke zugelaufen;
Sie brachten große Töpfe mit,
Den abgezapften Saft darinnen aufzufassen.
Was bringt ihr? sprach der Baum, ich glaub, ihr komt zu mir.
Getroffen! sagten sie. Mein Freund! wir wollen dir,
Weil du zu blutreich bist, einmal zur Ader lassen.
So! so! versetzte sie. Ich wills euch zugestehn;
Doch alle müßt ihr nicht in meine Rinde graben,
Das werd ich mir von euch wohl ausgebethen haben,
Sonst möchte mir dadurch zu viel Geblüt entgehn;
Laßt euch die andern Birken dort,
Auch was von ihrem Safte geben!
Zertheilet euch, und geht die Helfte fort;
Ihr bringt mich sonsten gar ums Leben.
Nur nicht viel Redens! rief die Schaar,
Du bist ja dicke gnug; was hats denn für Gefahr?
Wer reich ist, muß nicht geizig seyn.
Die Kinder schüttelten die eigensinngen Köpfe;
Sie bohrten rings herum bis sieben Löcher ein,
Und steckten so viel Spulen drein,

Und

Und leiteten dadurch den Saft in ihre Töpfe.
Weil dieser nun sehr langsam floß,
Indem er sich nur tropfenweis ergoß:
Bewog dieß den gesammten Haufen,
Immittelst wieder heim zu laufen.
Zwölf Stunden war kein Kind zu hören und zu sehn.
Vergebens schrie der Baum: Mir wird zu viel geschehn!
Kommt, stopft die Oeffnung zu, damit ich nicht verderbe!
Die Kräfte nehmen ab, mir wird schon schlimm, ich sterbe.
Die Kinder hörten nichts, und als sie endlich noch
Nach langer Zeit zurücke kamen,
Und die gefüllten Töpfe nahmen;
Verstopften sie nicht erst das eingebohrte Loch;
Ein jeder lief mit seiner Beute fort.
Die Birke war zu matt, so daß sie nicht ein Wort
Darwider aufzubringen wußte;
Sie hatte keine Kräfte mehr,
Denn sie verblutete sich nach und nach so sehr,
So daß sie gar verdorren mußte.

* * *

Wer für vermögend ausgeschrien,
Zu dem pflegt jedermann in seiner Noth zu fliehn;
Ein Bettler zupft ihn hier, der andre zerrt ihn dort!
Das geht nun immerzu so fort,
Bis daß sein Quell erschöpft und nichts mehr zu erheben,
Als wär man darum reich, um alles wegzugeben.

* *

Die XXIV. Fabel.

Die Maus in der Falle.

Es fieng sich eine junge Maus
In einer aufgestellten Falle.
Der Ausgang war versperrt, sie konnte nicht heraus,
Drum rief sie mit erhabnem Schalle:
Ihr Schwestern, kommt doch her! Seht, wie ihr mich befreyt!
Ich will es wieder thun, wenn ihrs bedürftig seyd.
Drauf kam ein ganzer Trupp von Mäusen,
Zu sehn, ob ihr zu helfen wär.
Sie bissen in den Drat; allein er war von Eisen,
Und zu zerbeissen viel zu schwer;
Sie konnten nichts mehr thun, als daß sie sie beklagten,
Und ihr das nöthigste von ihrem Mitleid sagten.
Insonderheit gieng ihrer Großmama
Der Enkelinn Verderben nah.
Ach! sprach sie, könnt ich dich aus deinen Band und Ketten
Mit meinem eignen Leben retten:
Wie gerne wollt ichs thun! allein, du armes Kind!
Der Himmel steh dir bey! Ich seh, du bist verlohren;
Ich weis schon, wie die Menschen sind,

Sie haben uns den Untergang geschworen;
Fahr wohl! zu guter Nacht! es ist um dich geschehn,
Ich werde dich, du mich, wohl schwerlich wiedersehn.
Die Alte konnte hier aus Wehmuth nichts mehr sprechen,
Sie schlich nun selbst mehr todt als lebend fort.
Die Tochter sah ihr nach; das Herze wollt ihr brechen.
Hierauf nahm eine Maus das Wort,
Die in der Schulberedtsamkeit
Was ehrliches gethan, und schon seit achtzehn Wochen,
Den Senecam durchkaut, zernagt, durchwühlt, durchkrochen,
Nein! sprach sie, seht doch nur, was ihr für Memmen seyd!
Welch blindes Mitleid heißt euch weinen?
Ist dieses Leben denn so gar vortrefflich gut,
Daß man so drüber hält, so ängstlich darnach thut?
Dem Weisen kann der Tod niemals erschrecklich scheinen;
Warum? er führet uns ins Land der stillen Ruh
Geehrte Nachbarinn: Was sagen sie dazu?
Was unvermeidlich ist, das trägt man mit Geduld.
Sie zahlen der Natur die längstgemachte Schuld;
Denn diese leiht uns nur das Leben.
Wenn sie derselben nun das Ihre wiedergeben:
Verliehren sie denn was dabey?
Und wissen sie denn nicht, daß alles sterblich sey?
Wer bald sein Ziel erreicht, ist der nicht glücklich gnug?
Drum, Freundinn! nur getrost! die alle sind nicht klug,
Die einen frühen Tod nicht für was Gutes achten;
Das Grab ist ja das Ziel, nach dem wir alle trachten.
Ach! sprach die arme Maus, der Trost ist schon gar gut:

Nur Schade! daß er nicht bey mir die Wirkung thut.
Ist Sterben so ein Glück: So tritt an meine Statt,
Ich will es dir gar gern erlauben.
Wer keinen Trost vonnöthen hat,
Wird alles, was du sagst, mit leichter Mühe glauben.

* * *

Der Mensch ist zwar ein Mensch, und folglich keine Maus;
Doch sein gegebner Trost sieht oft nichts besser aus.
Man sagt dem Sterbenden, daß alle sterben müssen,
Daß Jahre, Tag und Stunden fliehn;
Gar recht! Allein mein Freund! ist das ein Trost für ihn?
O nein! denn die Natur wünscht davon nichts zu wissen.

* *

Die XXV. Fabel.

Das
Glück und die Weisheit.

Das Glücke, welches stets vor seinen Freunden flieht,
Und wenn man nach ihm rennt, sich mit Gewalt bemüht,
Den Häschern flüchtig zu entgehen,
Konnt einst für Müdigkeit kaum auf den Füssen stehen.
Es wünschte sich Gelegenheit,
Zum wenigsten auf eine kurze Zeit
Gemächlich auszuruhn und gleichsam zu verschnaufen.
Das Leben, sprach es, fällt mir schwer,
Die Menschen plagen mich wahrhaftig gar zu sehr,
Man sieht sie stets nach mir, wie nach dem Ziele, laufen;
So gar auch die, die mich oft nicht einmal recht kennen,
Sind desto hitziger mir flüchtig nachzurennen.
Ein jeder glaubt, er werde mich
Noch endlich wissen einzuholen;
Die mehrsten kommen blind und übereilen sich.
Das Schicksal hat mir anbefohlen,

Weil

Weil ich den mehrsten doch mehr schäd- als nützlich sey,
Die allerwenigsten des Wunsches zu gewähren.
Doch davon will der Mensch nichts hören,
Und wenn ich noch so heftig schrey:
Was wollt ihr? Laßt mich gehn! Ihr werdet euch betrügen,
Ich kann und darf euch nicht vergnügen:
So hilft dieß alles nichts; des Laufens ist kein Ende.
Die Weisheit kam hier ungefähr dazu,
Sie wollte sehn, wie sich das Glücke noch befände.
Nu, sprach sie, guten Tag! Wie gehts? Was machst denn du?
Du siehst sehr übel aus, du mußt recht müde seyn.
Ich glaub es selber mit, versetzete das Glücke;
Wo aber rührt das her? Nicht wahr? In diesem Stücke
Beruht die ganze Schuld und zwar auf dir allein.
Wenn du hübsch, für dein Müßiggehn,
Dich mehr bemühetest, die Menschen klug zu machen:
So würd es auch um mich und meine Sachen
Geruhiger und besser stehn.
Wie? sprach die Weisheit drauf, liegt denn die Schuld an mir?
Du liebes Kind! Was kann denn ich dafür,
Da mich die mehrsten Menschen fliehen?
Ich mag mich noch so sehr bemühen,
Die Leute von dir abzubringen:
Was richt ich damit aus? Ich kann es nicht erzwingen.
Sie laufen von mir weg, und dir hingegen zu.
Wer weis? brauch ich die Ruh vielleicht nicht mehr als du;
Sie scheint mir wenigstens so wohl als dir zu fehlen.

Doch

Doch weist du was? Es fällt mir etwas ein;
Die Schneider sitzen stets: laß uns ihr Handwerk wählen!
Der Meister, das bist du; ich will Geselle seyn;
Da wirst du selber sehn, wie mein gegebner Rath
Nichts bey den Menschen gilt, und daß ich in der That
Nicht die geringste Schuld an deiner Unruh trage.
Es sey so! sprach das Glück; allein nun ist die Frage:
Wo nehmen wir die Kunden her?
O sprach die Weisheit drauf, scheint dir denn das so schwer?
Du darfst dein Bild nur vor das Fenster hängen:
Die Kunden werden sich alsdenn schon um uns drängen.
Gesagt und auch geschehn. Das neue Schneiderschild
Zog aller Augen an, bloß weil des Glückes Bild
In einem lang und prächtigen Gewand,
Nebst einer Scheere, darauf stand.
Es fand sich Arbeit gnug. Der Meister, als das Glücke,
Schnitt lauter übrigweit- und lange Röcke zu.
Wenn der Gesell gleich sprach, der Leib sey gar zu dicke:
So rief der Meister: Schweig! ich weis schon, was ich thu;
Man muß hier nicht aufs Maaß, noch auf die Nothdurft sehn,
Den Augen muß ihr Recht geschehn,
In dieser Regel liegt die ganze Kunst begraben.
Der Schneider kam in Ruf, sein Schnitt gefiel der Welt,
Die allen Ueberfluß für schön und prächtig hält.
Wer klein war, wünschte sich ein großes Kleid zu haben.
Es hieß: Je weiter, desto lieber.
Die Weisheit, der Gesell, der die Geduld verlohr,
Beschwerte sich zwar stets, doch stets umsonst, hierüber;

Hört!

Hört! zischt er oft den Leuten in das Ohr,
Warum verlangt ihr von dem Schneider
So unbekehrlich=groß so schlaudrigt=lange Kleider?
Sie sind zu unbequem, sie fallen euch zur Last;
Ihr wollt gewiß das Pflaster glätter reiben,
Ihr könnt zum wenigsten gar leicht mit hängen bleiben.
Ein Kleid, das recht am Leibe paßt,
Ist euch viel dienlicher. Die Leute sahen zwar,
Daß des Gesellens Rath gar gut und nützlich war:
Allein sie kehrten sich nicht dran,
Und nahmen keine Warnung an.
Die ungeheure Tracht war nicht mehr abzubringen.
Die sonderlich, die auf die Heyrath giengen,
Bestellten sich, bey unserm Schneider,
Unmäßig=weit=und übrig=lange Kleider.
Das Glück schnitt fleißig zu, nach der beliebten Art;
Jedoch weil der Gesell nicht an die Arbeit wollte,
Und drauf bestehen blieb, daß man ihm folgen sollte:
So kam es auch daher, daß wenig fertig ward,
Wodurch der Meister denn nicht wenig Schaden litte.
Zuletzt bestellte sich ein Wandersmann ein Kleid,
Nach dem berühmten Modeschnitte.
Mein Freund, sprach der Gesell, du bist nicht recht gescheut,
Wer reisen soll, der muß ganz kurze Kleider tragen:
Ein gar zu langer Rock ist dir verhinderlich,
Die Falten werden dich nur an die Beine schlagen.
Wo dir zu rathen ist; verlaß dich nur auf mich.
Ich werde dir ein Kleid zu machen wissen,

So wie es sich für dich am allerbesten schickt;
Es muß dir wenigstens recht an dem Leibe schliessen,
Doch ohne daß es dich etwan beschwerlich drückt;
Du brauchst ein leichtes Kleid; laß Mode Mode seyn!
Dem Bothen gieng das Ding sehr schwer und sauer ein,
Er wollt erst lange nicht, doch fand er sich noch drein.
Die Weisheit konnte nun das Glücke überführen,
Daß sie nicht Schuld an seiner Unruh sey.
Denn, sprach sie, wie du siehst, wer stellt mir Glauben bey?
Die Menschen lassen sich nicht leicht von mir regieren;
Ich sage, was ich will: So find ich schlecht Gehör;
Leb wohl! beklage dich nun über mich nicht mehr!
Dieß war der Weisheit Abschiedswort;
Sie wanderte nun mit dem Bothen fort,
Der unterwegs sein Kleid nicht gnug zu loben wußte.
Es war bequem und leicht, er hatt es nun recht lieb.
Wenn mancher neben ihm sich oft verweilen mußte,
Und immer hier und da an Sträuchen hängen blieb:
So lief er hurtig fort. Bey seinem schlechten Kleide
Hatt er den Vortheil noch, er war befreyt vom Neide,
Dem Ansehn, Rang und Pracht stets unterworfen sind.
Das Schicksal brach nachdem, durch einen starken Wind,
Das ausgehenkte Schild in Stücke;
Es zwang dadurch das ausgeruhte Glücke,
Das Schneiderhandwerk aufzugeben,
Und wieder wie vorhin zu leben.

* * *

Der Schneider ist zwar fort; doch giebts noch immer Säcke;
Zwölf Ellen weite Fischbeinröcke,
Und Andriennen tausendsatt,
Die nicht einmal der Meister zugeschnitten,
Geschweige der Gesell jemals gebilligt hat,
Weil man das Maaß dabey zu deutlich überschritten.
Ein jeder will doch gern, zum wenigsten zum Schein,
Der stolzen Aussicht nach, für andern glücklich seyn.
Drum sucht man durch den Staat einander zu betrügen.
Indem der Ueberfluß die halbe Welt entzückt.
Es will sich ja kein Mensch an dem begnügen,
Was mittelmäßig ist, und sich für ihn recht schickt.

Neue Fabeln.

Viertes Buch.

Die I. Fabel.

Die Beleidigungen und die Wohlthaten.

Die Insel der Vergessenheit
War ein Siberien für die Beleidigungen;
Deñ diese wurden stets in der vergangnen Zeit,
Durch die Moral von Haus und Hof verdrungen,
Und in dieß wüst- und wilde Land
Verjagt, verwiesen und verbannt.
Kaum waren sie hier abgegeben:
So lernten sie geruhig seyn
Und friedlich und versöhnlich leben.
Die mehrsten schliefen gleich nach ihrer Ankunft ein;

Den andern, die noch munter blieben,
Ward ein Gesetze vorgeschrieben,
An keine Rache zu gedenken,
Und den, der sie gekränkt, nicht wiederum zu kränken.
Ihr Leben währte kaum ein volles Vierteljahr,
So daß man, wenn auch gleich das Sterben leidlich war,
Zweyhundert Leichen stets des Tags zu Grabe trug.
Und dennoch schien man kaum den Abgang zu vermissen.
Es gab Beleidigungen gnug.
Die immer hier aufs neu sich wohnhaft niederliessen.
Drey Meilen ungefähr und noch so etwas drüber
Lag dieser Insel gegen über
Die Insel der Unsterblichkeit.
Hier wohnten die Geschenk und Gaben,
Die die Barmherzigkeit zu ihrer Mutter haben.
Sie hatten hier sehr strenge Zeit,
Und keinen Schlaf und keine Ruh;
Beständig mußten sie für ihre Gönner bethen.
War ihr Geburtstag eingetreten:
So wünschten sie denselben Glück darzu.
Denn die Erkenntlichkeit, die hier durchaus regierte,
Und über ihren Fleiß so Buch als Rechnung führte,
Schrieb keine Wohlthat eh in ihr Register ein;
Sie mußte wenigstens in Worten dankbar seyn.
Kein Unterschleif konnt auch so leicht geschehn;
Kam eine Wohlthat an: So wurde sie besehn,
Und auch so gleich befragt! Wer ihre Aeltern wären?
Hierüber mußte sie sich sonderlich erklären.

War sie von Eigennutz und Ruhmbegier erzwungen:
So ward sie den Beleidigungen
Ohn allen Anstand zugeschickt.
Dergleichen Ehrlichkeit wird itzt zwar noch gepriesen,
Doch ihrem Wesen nach beständig unterdrückt.
Bey jenen gegentheils ward niemand abgewiesen.
Es stellten sich manchmal Beleidigungen ein,
Die in der That so gut als eine Wohlthat waren.
Ein hartes Wort, ein Schlag, so heilsam beyde seyn,
Weil sie dem Henker oft die künftge Müh erspahren,
Verirrten sich hieher in das Vergessungsreich.
Die Kinder achteten die wohlgemeynten Strafen
Stets den Beleidigungen gleich,
Und schickten sie hieher auf ewig einzuschlafen.
Hieraus entspann sich nun ein ganz besondrer Streit.
Es zankten sich die beyden Nationen,
Bey wem die Strafen sollten wohnen.
Die Insel der Unsterblichkeit,
Die mit Gewalt ihr Recht behaupten wollte,
Schickt ein Stipendium an ihre Nachbarinn,
Daß es den Unterschleif zurücke fodern sollte.
Der Bothe kam zwar glücklich hin;
Doch es gefiel ihm da; er legte sich hier nieder,
Schlief endlich drüber ein, und starb und kam nicht wieder.
Hieraus entstund nun der Verdacht,
Als hätten die Beleidigungen

Dem Bothen mit Gewalt den Schlaftrunk eingezwungen,
Und ihn vielleicht wohl gar aus Bosheit umgebracht.
Dadurch ließ jedermann sich gleich zum Zorn bewegen;
Man schwur der Nation nunmehr den Untergang.
Was eine Wohlthat war, die griff so gleich zum Degen
Es lagen zwey Legata krank;
Die ließ man hier allein zurück.
Die andern insgesammt begaben sich in Krieg,
Und ruderten auf mehr, als zwanzig Schiffen,
Der Ehrvergeßnen Insel zu.
Man trat so gleich ans Land; der Feind ward angegriffen.
Er hielt zu allem Glück noch seine Mittagsruh.
Man überstieg den Wall, man sah die Frevler schon,
Vom Schrecken schnell erwacht, den Rücken zaghaft wenden:
Allein der Schlaf, der Festung Schutzpatron,
Schlug den Belagerern die Schwerdter aus den Händen;
Da lagen sie gestreckt; die mehrsten schliefen ein;
Die andern, die zwar noch, doch als im Traume, wachten,
Ergaben sich und willigten darein,
Daß die Belagerten mit ihnen Friede machten,
Und zwar durch folgenden Vergleich:
Gebt ihr uns euer Land, ihr mögt das unsre nehmen;
Vergessenheit und Schlaf schickt sich schon gut für euch;
Hier könnt ihr euch, als große Herrn,
Wenns euch beliebt, zur Ruh bequemen;
Ihr seyd zur Arbeit faul und schlaft ohndem gar gern;

Mit

Mit uns ists umgekehrt, wir gehn gezwungen müßig,
Und sind der Lebensart hier längst schon überdrüßig,
Mit einem Wort, ihr gebt uns eure Jnsel ein,
Die unsrige mag künftig euer seyn.
Man bracht auch kurz hierauf den Friedensplan zum Stande.
Die Kinder der Barmherzigkeit
Bewohnen nun seit dem, zu ihrer größten Schande,
Die Jnsel der Vergessenheit.
Hingegen die Beleidigungen,
Nachdem sie den Vergleich erzwungen,
Sind nun auf Kind und Kindeskinder erblich,
Und nicht mehr, wie zuvor, vergesserlich und sterblich.

* *

Die II. Fabel.

Die Zwey Hasen.

Zwey Hasen hielten einst zusammen ein Gespräche,
Von was denn? Von der Tapferkeit:
Hierüber kamen sie in Streit.
Der eine stund es zu, daß ihm der Muth gebräche,
Spräch ich, ich wär beherzt: So wär es doch nur Wind.
So lange Hasen Hasen sind:
So lange bleibt uns auch die Schüchternheit zu eigen;
Wir sind von der Natur nun schon dazu versehn,
Daß wir den Feinden stets den Rücken schimpflich drehn;
Es darf sich mir ein Hund auch nur von weiten zeigen:
So hör und seh ich nichts, so bin ich ausser mir,
Und stelle mir den Tod schon unvermeidlich für;
Da lauf ich, was ich kann, und suche mich zu retten.
Du denkst vielleicht, rief ihm der andre zu,
Weil du so furchtsam bist, ein jeder sey, wie du;
Als wenn wir unter uns nicht auch Exempel hätten,
Daß Hasen sich beherzt gewehrt.
Und, Trotz der ganzen Hundewelt!
Die größten Helden vorgestellt,

Die

Die ihren Gegnern nie den Rücken zugekehrt.
Das wüßt ich eben nicht, hub jener wieder an,
Daß jemand unter uns sich so hervorgethan.
Haha! sprach dieser drauf. Was willst du denn viel sagen?
Getraut ich mir doch selbst, den Sieg davon zu tragen,
Wenn gleich zwey Hunde vor mir stünden;
Ich würde mich gewiß nicht lassen feige finden,
Ich wiche keinem keinen Schritt.
Ich glaub es zu gefallen mit,
Rief ihm der andre zu; doch wenns zur Probe käme:
So würdest du vielleicht der erste seyn,
Der sonder Abschied Abschied nähme.
Was? fuhr der wieder auf. Ich? weichen? Nein! ach! nein!
Den Schimpf getraut ich mir nicht leicht zu überleben.
Es koste, was es will, ich will nach Ehre streben;
Und geh ich drüber ein, so sterb ich als ein Held;
Der Nachruhm ist doch wohl was schönes in der Welt.
Ein Fuchs lag ungefähr unweit auf einem Rasen,
Der das Gespräch der Herren Hasen
Ganz unvermerkt mit angehört;
Wie? sprach er, hat sich denn hier die Natur verkehrt?
Sonst war die Tapferkeit von diesem Volk entfernt:
Itzt scheint sie, wo es wahr, hier wirklich anzutreffen.
Er, als ein schlauer Kerl, den Angst und Noth gelernt,
Den Hunden glücklich nachzuäffen.
Fieng gleich zu bellen an, so daß, wer ihn nicht sah,
Der hätte Seel und Leib verschworen,
Es wären wirklich Hunde da.

Der Held mit seinen langen Ohren,
Besann für Schrecken sich nicht auf die Tapferkeit,
In der er kurz zuvor sein höchstes Gut gesucht,
Und nahm, so wie sein Freund, die Flucht
Aus angebohrner Schüchternheit.

* * *

Die Probe macht den Werth von allen Dingen klar.
Die Leute, die sich selbst vor andern glücklich preisen,
Sind mehrentheils unglücklich in Beweisen.
Mops spricht, er sey gelehrt. Es fragt sich: Ists auch wahr?

* *

Die III. Fabel.

Der kleine Fluß und der große Fluß.

Es hatte lange Zeit ein schnell doch seichter Fluß
Fast unerträglichen Verdruß
Von einem großen Stein erlitten.
Der Kerl lag recht im Wasser in der Mitten
Und that dem Strome Widerstand;
Der diesen Trotz auch übel gnug empfand,
Und sich viel Mühe gab, den Starrkopf wegzubringen.
Die Sache ließ sich nicht erzwingen;
Es richtete der Fluß mit seiner Wuth nichts aus.
Wenn seine Wellen gleich beherzt zu Sturme liefen:
So machte sich der Stein so viel als nichts daraus;
Er fragte sie wohl noch: Ob sie vielleichte schliefen?
Denn, sprach er, wo ihr wachend seyd,
Und doch den Vorsatz habt, euch hier an mich zu reiben:
So seyd ihr wohl nicht recht gescheud;
Euch laß ich mich wahrhaftig nicht vertreiben.
Macht, was ihr wollt; ich weiche keinen Schritt;
Ihr kämt und brächtet denn die halbe Oder mit.
Der übel angelaufne Fluß
War allemal zu schwach, auch nur den Stein zu rühren;
Geschweige denn gewaltsam fortzuführen.
Er schäumte recht für Eifer und Verdruß,

Daß er nicht fähig war, sich mit Gewalt zu rächen.
Denn both er gleich die stärksten Wellen auf:
So mußten sie doch biegen oder brechen,
Und also folgte nichts als Schimpf und Schaden drauf.
Die Lust zur Rache ward dadurch niemals geschwächt;
Sie fieng stets stärker an zu glimmen.
Der Fluß beorderte nach diesem einen Hecht,
Er sollte bis zur Oder schwimmen,
Und sie in seiner Noth um Hülf und Beystand bitten;
Sie dürft ihm, wie er sprach, den einen Arm nur leihn;
So wollt er sich schon seiner Last entschütten,
Und seiner Gegenpart gewiß gewachsen seyn.
Der Hecht kam glücklich an, er sagte, was er wollte,
Und daß man seinem Herrn zu Hülfe kommen sollte.
Die Oder schlug es auch nicht ab;
Sie kam auch gleich und half den Landsmann unterstützen,
Dem sie den zwölften Theil von ihrem Wasser gab,
Jedoch mehr sich als ihm zu nützen.
Als der Auxiliarstrom kam,
Der auch so gleich Besitz von beyden Ufern nahm:
So sah sich unser Fluß in seinem Laufe hemmen;
Er mußte mit Gewalt sein Wasser rückwärts dämmen.
Der fliessende Succurs agirte ganz allein,
Und zwang den ärgerlichen Stein,
Der überwältigt war, sein Lager zu verändern.
Er überschlug sich nun den schnellen Strom hinab,
Drauf fiel er in ein Loch, als sein bestimmtes Grab;
Die Wellen mußten ihn hier Augenblicks versändern,

So

So daß man ihn seit dem nicht mehr zu sehn bekommen.
Der rachbegierge Fluß, der dieses wahrgenommen,
That sich in seinem Sinn schon viel zu gute drauf,
Und hatte seine Freude drüber;
Allein sie war sehr kurz, sie hörte zeitig auf.
Acht Tage waren schon vorüber;
Der fremde Strom, statt wieder heim zu gehn,
Schien auf der Meynung zu bestehn,
Daß er von nun an hier beständig bleiben wollte.
Der Grundherr schickte seinen Hecht
Zur Oder wieder ab, und bat um Schutz und Recht,
Und daß sie ihren Strom zurück berufen sollte.
Die Oder schlug es ab; geschehen sey geschehn;
Es möchte nur der Fluß nunmehro selber sehn,
Wie er sein Recht behaupten könnte,
Gnug! daß man ihm hierinn die freye Hand vergönnte.
Was war zu thun? der Fluß war in dem Stande nicht,
Sein Ufer wiederum gewaltsam einzunehmen.
Wem nun die Möglichkeit den Vorsatz widerspricht:
Der muß sich zur Geduld bequemen;
Denn weiter kömmt ohndem nichts mehr heraus.
Der arme Fluß trat Seitwärts aus,
Der einen neuen Weg sich mühsam suchen mußte,
Und nunmehr aus Erfahrung wußte:
Die Hülfe eines stärkern Freundes
Sey einem schädlicher, als selbsten der Verdruß,
Den man zuweilen leiden muß,
Von Seiten eines gleichen Feindes.

* *

Die IV. Fabel.

Der blaue Hänfling.

Ein Mann färbt einen Hänfling blau.
Der Vogel that nunmehr weit stolzer, als ein Pfau,
Er wußte sich nicht gnug zu brüsten.
Denn weil ein neues Kleid ein neues Ansehn giebt:
So glaubt er, in sich selbst verliebt,
Daß alle Vögel ihm den Vorzug lassen müßten.
Ach! sprach er, sollten sie mich sehn,
Ich weis gewiß, sie würden mich nicht kennen,
Und den gestreckten Hals nach mir sich fast verdrehn;
Sie würden mich wohl gar den andern Phönix nennen.
Er biß beständig in den Drat,
In Hoffnung, endlich noch den Käficht zu zernagen,
Um, wenn er frey, sich selbst und seinen neuen Staat
In Feld- und Wäldern feil zu tragen.
Er fand auch wirklich nach der Zeit,
Die herrlichste Gelegenheit,
Aus dem Gefängniß zu entwischen.
Er flog so gleich, und zeigte sich
Mit vielem Hochmuth öffentlich,
In den herumgelegnen Büschen.
Die Vögel wunderten sich über ihn recht sehr,
Sie pflegten sich einander stets zu fragen:

Wer doch der fremde Herr im blauen Kleide wär?
Und niemand konnt es ihnen sagen.
Sie wollten ihn an dem Gesang erkennen;
Allein auch diese Müh war fruchtlos zu benennen.
Der schlaue Vogel war hierinnen viel zu klug;
Er schwieg, weil er Bedenken trug,
Sich, wie der Esel dort in seiner Löwenhaut,
Durch seine Stimme zu verrathen.
Denn wenn die Vögel sich zuweilen zu ihm nahten:
Pausirte stets sein Lied; er redete kaum laut.
Weil sie nun gleichwohl wissen wollten,
Wofür sie ihn erkennen sollten:
So deputirte man zwey Finken an ihn ab,
Als denen man gemeßne Ordre gab,
Des Fremden Stand und Namen zu erfragen.
Sie flogen hurtig zu ihm hin,
Und trugen ihr Begehren für.
Gut! sprach der blaue Passagier,
Ihr, meine lieben Herrn! wollt wissen, wer ich bin,
Und davon soll ich euch die rechte Wahrheit sagen;
Ich mag zwar eben nicht von mir und meinen Sachen
Viel Wesens und viel Rühmens machen;
Doch weil ihr mich drum fragt: So bin ich in dem Stücke
Von dem Verdacht des Eigenruhmes frey;
Ich meld euch folglich ohne Scheu,
Daß ich aus Africa der Prinz von Phönix sey.
Die Abgeordneten begaben sich zurücke,
Sie richteten die Antwort treulich aus.

Die Vögel glaubten es, und machten sich viel draus,
Den Africanschen Prinz nach Würden zu tractiren.
Man ließ ihn keinen Mangel spüren;
Bald speist er heute hier, und morgen früh bey dem;
Er kam wohin er kam: So war er angenehm,
Beständig wohlbedient und stets hochangesehn;
Man nennt ihn überall der Vögel Lust und Zierde.
Und dennoch schien es stets, daß seiner Ehrbegierde
Deswegen noch nicht gnug geschehn.
Inzwischen kam der Herbst, der Vögel Mausezeit,
Die nahm ihm sein geborgtes Kleid;
Die Federn fielen aus; da lag, o Jammerblick!
Die Hoheit hin und her zerstreut und auf der Erden.
Drauf gab ihm die Natur sein graues Kleid zurück;
Prinz Phönix mußte nun ein Hänfling wieder werden.

* * *

Ihr Schönen! bildet euch doch nicht so gar viel ein
Auf Rosen, die vergänglich seyn,
Die Zeit und Glücke bringt, und Zeit und Glück entführet.
Gedenkt an euren Herbst, der unvermeidlich ist!
Die Zeit kömmt ganz gewiß, da ihr euch mausen müßt,
Und Ansehn und Gestalt verliehret.
Wollt ihr nun künftighin nicht kahl und nackend stehn:
So strebt der Tugend nach; die ist der beste Schneider,
Und macht die dauerhaftsten Kleider.
Denn wen die Tugend ziert, der bleibt beständig schön.

Die

* *

Die V. Fabel.

Der Bothe und der Reißpappe.

Ein Bothe kam gleich um die Mittagszeit,
Voll Staub und Schweiß und Müdigkeit,
Mit ziemlich nüchternen und schmachtenden Geberden,
Zu N. N. in die Stadt. Man sagte: Ruht nur aus!
Vor Essens wird doch so nichts draus,
Nach Tische werdet ihr schon abgefertigt werden.
Hanns ließ sich den Befehl auch ohne Zwang belieben,
Der, weil er gleich den Braten roch,
Von großem Hunger angetrieben,
Zur Köchinn in die Küche kroch,
Ihr an die Hand zu gehn. Denn, dacht er, helf ich ihr:
So läßt sie mich gewiß dafür
Zum wenigsten die Teller lecken.
Sie sollte gleich die Tafel decken,
Und folglich hatte sie den Bothen kaum ersehn:
So sprach sie: Helft mir doch, mein Freund! den Bratspieß drehn,
Damit ich nur den Tisch zurechte machen kann.
Hanns trat sein neues Werk mit allen Freuden an.
Die Köchinn gieng drauf fort, und ließ ihn ganz allein.
Wie nun die Hungrigen sehr neubegierig seyn,
Und herzlichgern von allem naschen:
So suchte Hanns auch hier ein Schnapsbein zu erhaschen;

Besonders wässert ihm der Mund
Nach einem Topf voll Reiß, der bey dem Feuer stund;
Es war, als wenn er ihm recht in die Augen stäche.
Drauf schien es ihm, als wenn der Brey,
Der plappernd eingekocht, stets: Friß mich! Friß mich! spräche.
In Meynung nun, daß er hiermit gemeynet sey,
Ließ Hanns den Braten ruhn, stund auf von seiner Stelle,
Ergriff den Topf, und sprach: Schon gut! komm immer her,
Wenn ich dich fressen soll. Er nahm die lange Kelle,
Womit die Köchinn pflegt den Braten zu begiessen,
Und schaufelte, mit etwan dreyzehn Bissen,
In aller Eil den Papptopf leer.
Die Köchinn kam drauf wieder in die Küche,
Sie fragte, wo der Reiß denn hingekommen wär?
Und schüttete die ärgsten Flüche
Auf unsern armen Hanns, der sich getroffen fand,
Und seine That getrost gestand,
Und sich noch groß entschuldgen wollte.
Mein! sprach er, gebt doch nur der Ueberlegung statt,
Und flucht auf euren Reiß, der mich gebethen hat,
Daß ich ihm gnädig seyn und ihn verzehren sollte:
Weswegen zankt ihr denn mit mir?
Ich fraß ihn auf sein Wort; was kann denn ich dafür?
Die Frau trat auch hinzu, die ihrer Köchinn wehrte,
Daß sie dem Bothen nicht die Ofengabel wies,
Noch ihm den leeren Topf auf seinen Rücken schmiß;
Denn da sie Hannsens Antwort hörte:
So sprach sie: Hanns hat recht gethan;

Der

Der Brey ist, wie ihr hört, ja selber Schuld daran,
Daß ihn der arme Narr gefressen.
Was? fuhr die Köchinn auf. Soll das nicht strafbar seyn!
Was gilts? Hätt ich den Reiß gegessen:
Mir würde man gewiß so leichte nicht verzeihn;
Wer weis? wie mir es würde gehn,
Ob ich nicht aus dem Dienste müßte,
Und wenn ich mich auch noch so schön,
Und richtig zu entschuldgen wüßte.

* * *

Sich wohl entschuldigen entschuldigt manchmal schlecht.
Ein Spaß, der lachenswerth, gilt mehr, als alles Recht,
Und wirkt viel eher noch ein gnädiges Verzeihn.
Ein lustger Einfall schimpft die besten Argumente,
Mit denen man zur Noth den Fehl beschönen könnte.
Denn wer schon lachen muß, kann nicht mehr böse seyn.

* *

Die VI. Fabel.

Der Hund und die Kühe.

Ein ehrlicher Studentenhund,
Der schon dem dritten Herrn auf Universitäten
Als ein Bedienter nachgetreten,
Ward endlich an ein Bein verwundt.
Der Schaden heilte zwar, allein der Hund blieb lahm;
Er hinkte nun auf dreyen Füssen,
Sein Herr ward ihm deswegen gram;
Er wollte nichts mehr von ihm wissen,
Und prügelte den armen Schelmen fort;
Dawider half kein Schmeicheln und kein Bitten.
Er gieng nun auf das Land an einen andern Ort,
Und half dem Tityrus die Küh im Felde hüten.
Der Hirte schien ein alter Mann zu seyn,
Der seines müden Leibes pflegte,
Und unter einem Baum sich in den Schatten legte;
Er schlief gemeiniglich hier ein.
Der Hund, sein treues Vieh, lag bey ihm auf der Erde,
Und übersah die ganze Heerde,

Mit stets bemühter Wachsamkeit.
Die Kühe suchten auch niemals Gelegenheit,
Sich heimlich von ihm wegzustehlen;
Sie folgten ihm ohn allen Zwang.
Die Zeit ward ihnen auch bey ihm gar selten lang;
Er wußte wacker zu erzählen.
Besonders rühmt er die Studenten,
Daß sie der Aeltern Geld so fein verschmausen könnten;
Statt daß sie, fuhr er fort, dafür studiren sollen,
So saufen sie sich oft gebrechlich, lahm und blind;
Sie können trinken, wenn sie wollen,
Sie warten nicht erst bis sie durstig sind;
Da schlucken sie das Bier aus ungeheuren Krügen,
Als wären sie dazu verdammt,
Bis Wirth und Gast zugleich und insgesammt
Besoffen unterm Tische liegen.
Das Wort Besoffen kam den Kühen fremde für.
Was heißt das? Sagten sie, du mußt es uns erklären.
Wie könnt ihr, sprach der Hund, das wohl von mir begehren?
Ich bin ja, wie ihr seht, ein Vieh so gut, als ihr.
Wenn ihr bloß wissen wollt, wem die Besoffnen gleichen:
So seht ein schlafend Schwein nur an;
Es geifert, keucht und rülpst. Dieß sind drey saubre Zeichen,
Die kein Besoffner bergen kann.
Wie viel denn, fragt ein Kalb, trinkt einer auf einmal,
Eh er zum Schweine wird? O! sprach Herr Tamerlan,
Die Menschen setzen sich hierinnen keine Zahl,
Sie saufen ohne Maaß, bis sie zu Boden sinken.

Ich hab es selbst gesehn, es ist wahrhaftig wahr,
Sechs Ochsen saufen das in keinem Viertheljahr,
Was sechs Versoffne oft in einem Abend trinken.
Sie müssen auch, sprach eine schwarze Kuh,
Erschrecklich durstig seyn; vielleicht sind ihre Bäuche
So groß, als wie die Harter Täuche.
O das nicht, sprach der Hund, die Blasenröhre! die!
Der Hirte dort sieht dicker aus, als sie;
Die schmächtigsten sind oft am schwersten zu erfüllen;
Sie trinken nicht, wie wir, um ihren Durst zu stillen.
Wenn dieses ist, sprach eine andre Kuh,
So sag uns doch, wer zwingt sie denn darzu?
Den Säufern ist kein Zwang bewußt,
Versetzete der Hund, sie thun es bloß zur Lust;
Nach meinem wenigen Bedünken,
Scheint auch nichts auf der Welt so lächerlich zu seyn,
Als eben ihr Gesundheittrinken;
Da sauft sich mancher Narr, bey Brandtwein, Bier und Wein,
An andrer Leute Wohlseyn krank
Und niemand weis ihm dafür Dank.
Wie aber geht es denn, sprach hier die dritte Kuh,
Bey dem Gesundheittrinken zu?
Ich habs mein Tage nicht gesehn.
Die Nachricht, sprach der Hund, von dem Studentenleben
Kann kürzer, deutlicher und leichter nicht geschehn,
Als wenn wir uns an jenen Bach begeben;
Man schenkt zwar da kein Bier, doch schmeckt das Wasser gut.
Er lief so gleich und nahm dem Hirten seinen Hut,

Kommt,

Kommt, rief er, folgt mir nach! bey unserm Bacchusfeste
Bin ich der Wirth und ihr seyd meine Gäste;
Stellt euch in einen Kreis! und merkts euch zum voraus,
Das, was ich sag und thu, das sagt und thut auch ihr!
Drauf schrie er: Hoch! Es leb ich, du, er, wir!
Und sof so gleich den Hut voll Wasser aus,
Und warf ihn in die Luft, wie man mit Gläsern thut,
Als wenn er ihn zerschmeissen wollte.
Die ganze Compagnie befand den Spaß für schön.
Der wieder eingeschenkte Hut
Ward einer Kuh gebracht, die nun das Wohlergehn
Der Kälbermütter trinken sollte.
Sie setzt auch an und trank; allein sie trank nicht aus,
Und ward deswegen gleich sehr übel angelaufen.
Was? Schrie der Wirth, heißt das recht brüdermäßig saufen?
Fort! die Gesundheit muß heraus.
Ich habe keinen Durst, erwiederte die Kuh.
Canaille! rief der Hund, was raisonnirest du?
Sauf, daß du mußt verkrummen und verlahmen!
Sauf oder stirb in aller Huren Namen!
Ich kann nicht, sprach die Kuh; du mußt, schrie Tamerlan,
Und ohne mehr ein Wort zu sprechen,
Fiel er die arme Kuh mit solchem Wüten an,
Als wollt er ihr so Hals als Beine brechen.
Die Kurzweil endigte sich durch ein Zeterschreyn;
Die Gäste nahm nunmehr Furcht, Angst und Schrecken ein,
Gnug! sprachen sie, Herr Wirth! habt Dank für eure Mühe!

Das Spiel gefällt uns nicht, wir wollen lieber Kühe
Als närrische Saufhelden seyn.

* * *

Es dreht sich alles um. Man lebt in einer Zeit,
Da wir, Gott Lob! nichts mehr von nassen Brüdern hören.
Kann sich die Welt wohl christlicher verkehren?
Itzt schallt um den Parnaß das Lob der Nüchternheit!
Ich setze zum voraus, daß die Studenten itzt
Mehr dem Catheder zu, als vor nach = = laufen,
Und sich nicht mehr, wie sonst, von Bier und Wein erhitzt,
Halb närrisch um die Köpfe saufen.

* *

Die VII. Fabel.
Der Krieg und der Friede.

Der Friede und der Krieg sind niemals gute Freunde,
Wohl aber stets geschworne Feinde,
Wo der sich niederläßt, da zieht der andre fort,
Wenn der hier saßhaft ist, so wohnt der andre dort;
Sie können nicht beysammen bleiben.
Einst suchten sie einander aufzureiben.
Die Menschen traten selbst der dem, der jenem bey,
Und waren eben so an Neigung unterschieden.
Der Henker hol den Krieg! der Henker hol den Frieden!
Dieß war das Losungswort von jeglicher Partey.
Die nicht viel Herz im Leibe hatten,
Die fluchten auf den Krieg und wünschten ihm den Tod.
Wer gern gemächlich lebt, flieht auch so gar den Schatten
Von Unruh, Last, Gefahr und Noth.
Besonders mühte sich das Volk auf dem Parnaß
Stets seinen angebohrnen Haß
Vor Harnisch, Pulver Bley und Degen
Satyrisch an den Tag zu legen.
Man malte hier den Krieg stets höllenmäßig ab.
Man sprach, man könne die Soldaten,
Als denen man den Ruhm der Landverderber gab,
So gut, als wie die Pest, und leichter noch entrathen.
Das Lob des Friedens schien allein
Der Musen Augenmerk und Zeitvertreib zu seyn.
Der Krieg war übel drauf zu sprechen,
Er trat vor den Parnaß, zog seinen Sarras aus,
Und forderte das Musenvolk heraus,

Kommt,

Kommt, laßt euch, schrie er laut, von mir die Hälse brechen!
Das wird nicht nöthig seyn, rief ihm Apollo zu,
Wir leben hier in Fried und Ruh,
Und lassen uns dein Dräuen gar nicht stöhren;
Hast du dich über uns mit Rechte zu beschweren:
So geh, verklag uns doch bey der Gerechtigkeit,
Die wird dir ohne Blutvergiessen,
Den Beutel schon zu fegen wissen;
Sie nährt sich ohnedem, wie du, von Zank und Streit.
Gut! sprach der Krieg. Das will ich thun.
Er ließ es auch bey Worten nicht beruhn;
Man sah ihn wirklich bey Asträen
In vollem Grimme klagen gehen.
O Göttinn! sprach er, räche mich
Durch deines Eifers Blitz und Flammen!
Man untersteht sich öffentlich,
Mich, deinen treuen Knecht, verwegen zu verdammen;
Man nennt mich einen Atheisten,
Als wenn ich und mein Volk nichts von der Tugend wüßten,
Der alte Leyermann, Apoll und seine Töchter
Sind Heuchler überhaupt und selbst der Tugend feind;
Der Friede, der so fromm und exemplarisch scheint,
Ist in der That der ärgste Gottsverächter;
Man seh nur = = an, die weltberühmte Stadt!
Seitdem der Friede sich da eingenistet hat,
Hat alle Redlichkeit, ja selbsten das Gewissen,
Den Exulantenstab aus Noth ergreifen müssen;
Er soll ein Segen seyn und treibt den Segen fort?

Er ist der Tugend Lohn und pflegt sie zu verjagen?
Die Göttinn fiel ihm hier ins Wort:
Was, sprach sie, suchst du denn durch alle diese Klagen?
Erklär dich kurz und gut! Ach! rief er, kann es seyn:
So schlag den Frieden todt, den mir verhaßten Frieden!
Verbann ihn wenigstens aus Ost, West, Nord und Süden,
Und laß mir auf der Welt die Herrschaft ganz allein!
Wie lange würdest du, sprach die Gerechtigkeit,
Die Herrschaft wohl behaupten können?
Dein Rauben, Morden, Sengen, Brennen,
Verkehrte ganz gewiß die Welt in kurzer Zeit
In einen Kirchhof voller Leichen.
Wenn alles abgeschlacht und ausgestorben wär;
Wo nähmst du die Soldaten her?
Wer pflanzte deine Siegeszeichen?
Der Friede kann zwar dich, ihn kannst du nicht entbehren;
Dein eignes Leben hängt an seinem Wohlergehn;
Was hättest du zu thun? Wie wolltest du bestehn,
Wenn gar kein Friede mehr, wenn keine Heuchler wären?
Der Friede ist ein Narr; er treibt dich in die Flucht,
Und ist doch in der That dein allerbester Freund,
Der deine Wiederkunft, die ihm zuwider scheint,
Durch Sünde, Schand und Fluch stets zu verdienen sucht.

* * *

Wie gut ists manchmal nicht, daß Gottes Gütigkeit
Nicht aller Menschen Wunsch erhöret!
Wir wünschen, wie es scheint, Glück und Zufriedenheit,
Und haben in der That den Untergang begehret.

Die

* *

Die VIII. Fabel.

Die Karpen und die Barme.

Der Boberfluß ward abgeschlagen.
Warum? das weis ich nicht. Man muß den Müller fragen,
Der wird die Sach am besten wissen.
Er gieng und hieng den Kopf, als würd er ihm zu schwer;
Sein Mahlen war nun aus, die Mühle halb zerrissen,
Kein einzig Rad mehr gut, kein Gang im Gange mehr.
Weil er den Schaden nun aufs neu ergänzen wollte,
Und folglich auch der Strom den Bau nicht hindern sollte:
So schützte man den Bober ein,
Und sucht ihn seitwerts abzuleiten.
Das Wasser fiel mit Macht, zusehends ward es klein.
Ach! sprach ein alter Hecht. Das hat was zu bedeuten!
Hier bleib ich länger nicht. Drauf schwamm er glücklich fort,
An einen wasserreichen Ort.
Die ganze Fischwelt kam dem Hechte nachgeschwommen.
Sechs Karpen hielten sich in einem Tümpel auf,

Und

Und gaben keine Achtung drauf,
Daß groß, klein, jung und alt, bereits die Flucht genommen.
Holla! Fort! fort! rief eine Barme,
Wenn ihr euch retten wollt, so habt ihr hohe Zeit;
Fort! euer Untergang ist sonst gewiß nicht weit.
Was blöckst du? sprachen sie; du gehst vielleicht im Harme;
Was gilts? dein lieber Mann wird abgestanden seyn,
Deswegen suchst du uns die Ohren voll zu schreyn.
Itzt ist es ja nicht Zeit, noch lange Spaß zu treiben,
Rief ihre Nachbarinn; die Post ist leicht versäumt;
Kommt mit! Ihr kommt sonst um; der Strom wird aussen bleiben.
Hör, sprachen jene drauf, was hat dir mehr geträumt?
Wird sonsten etwan noch ein Wunderwerk geschehen?
Hast du nicht auch schon Korn im Bober wachsen sehen?
O Einfalt! geh nur, geh! du bist uns schon bekannt;
Es fehlt dir weiter nichts, als etwas mehr Verstand.
Die Barme sprach: Wohlan! glaubt, was ihr wollt, von mir,
Ich bin hierinn gleichwohl verständiger, als ihr;
Das Unglück, das euch droht, hab ich vor dreyen Jahren
Schon als ein kleines Kind erfahren:
Gehabt euch wohl, ihr klugen Thoren!
Die Barme schwamm nun fort. Inzwischen traf es ein.
Es hatte sich der Strom, laut ihrem Prophezeyn,
In kurzer Zeit bis auf den Grund verlohren,

Man konnte trocken durch und hin und wieder gehn;
Nur in dem Tümpel blieb noch etwas Wasser stehn,
Das aber trüb und matt, ohn Ab- und Zufluß war;
So daß die Karpen sich sehr schlecht behelfen mußten,
Und endlich für Gestank nicht mehr zu bleiben wußten.
Sie wünschten sich umsonst nunmehr aus der Gefahr,
Und wurden matt und krank, und schwammen auf dem Rücken,
Und mußten ohne Trost in Schlamm und Koth ersticken.
Der Müller hat mirs selbst erzählt.

* * *

Geringer Leute Rath ist manchmal hoch zu schätzen;
Was ihnen am Verstande fehlt,
Pflegt die Erfahrung zu ersetzen.

* *

Die IX. Fabel.

Das Glücke.

Die Armen klagen schon von alten Zeiten her:
Das Glücke schmeichle nur den Reichen,
Als wenn nur Leuten ihres Gleichen
Kein guter Tag vergönnet wär.
Das Glücke wollte diese Klagen
Aus Ungeduld nicht länger mehr vertragen.
Was? sprach es, ist die Schuld denn mein,
Daß nicht ein jeder Narr kann reich und glücklich seyn?
Und wenn es manche gleich noch endlich werden könnten:
So fangen sie es stets verkehrt und närrisch an,
So daß ich ihren Wunsch unmöglich stillen kann.
Deswegen ließ es nun den armen Malcontenten
Kund und zu wissen thun: Wer ohne viele Müh
Zu großem Gute kommen wollte,
Nur da und da erscheinen sollte;
Da würde man das Glücke morgen früh
Von vier bis sieben Uhr bereit und willig finden,
Die Armen ihrer Noth durch Wohlthun zu entbinden.
Ein jeder will doch gerne glücklich seyn,
Drum stellte sich das Volk der ganzen Gegend ein;

Den faulen Schmied zu N. N. ausgenommen,
Der in dem Bette blieb, und bey sich selber sprach:
Will mir das Glücke wohl, ich lauf ihm nicht erst nach,
Es wird schon selbst zu mir nach Hause kommen.
Allein die Rechnung blieb gefehlt.
Inzwischen war der Sitz, den sich das Glück erwählt,
Ein völlig frey- und ebnes Feld.
Man sah hier ein Theatrum aufgeschlagen,
Auf welchem Schönheit, Rang, Geschicklichkeit und Geld
Nebst andern Gütern mehr auf einer Tafel lagen.
Das Glücke stund dabey mit abgenommner Binde,
Weil sein Entschliessen war, mit Fleiße zuzusehn,
Daß jeglichem sein Recht geschehn,
Und ihm der Vorwurf nicht mehr zu erwarten stünde,
Als theilt es blindlings aus, daß Narren alles nähmen,
Und kluge Leute nichts bekämen.
Den Anfang macht ein Bauersmann,
Der als ein schlechter Wirth sein Erbtheil längst verschwendet,
Und Aecker, Haus und Hof versoffen, theils verpfändet,
Der sprach das Glück um Reichthum an;
Doch dafür gab es ihm bloß die Geschicklichkeit,
Mit wenigem vergnügt und sparsam Haus zu halten.
Drauf kam ein Pferdeknecht: Der Kerl war nicht gescheud,
Und wollte mit Gewalt ein hohes Amt verwalten.
Er bat um einen Marschallsstab;
Das Glücke schüttelte den Kopf,
Und speisete den armen Tropf
Mit zweymal hundert Thalern ab.

Die

Die Reihe kam nunmehr an eine alte Magd,
Die hätte sich schon längst gern einen Mann genommen,
Und konnte gar nicht unterkommen.
Wer arm und häßlich ist, nach dem wird nicht gefragt.
Sie bat um einen Mann; das Glücke gab ihr Geld,
Und siehe da! es währte nicht vier Wochen,
So ward des Pachters Sohn mit ihr, als Braut, versprochen.
Nun trat ein Weibesbild herfür,
Das war ein frech- und wild- und ungezognes Thier,
Woran sich niemand wagen wollte;
Sie plagte recht das Glück und ließ ihm keine Ruh,
Damit es ihr doch auch in Ehstand helfen sollte;
Drauf stellt es ihr die Schönheit zu.
Ein Vierteljahr kam kaum heran:
So war der Wildfang schon verlobt und eingethan.
Drauf wandte sich das Glück zu einem Schulcollegen,
Der mitten im Gedränge stand,
Freund! rief es immer her! dein Zustand ist bekannt,
Euch Leuten fehlt es stets an Mitteln und Vermögen;
Hier nimm, zu Tilgung deiner Quaal,
Das dir bestimmte Capital!
Das Glücke wollt ihm schon den Geldsack überreichen;
Er konnte nicht herzu, er bat, man möchte weichen,
Die Leute wollten nicht, (die Misgunst war zu groß)
Sie druckten ihn mit Fleiß, sie zerrten ihn zurücke,
Und stürmten insgesamt auf das Theatrum los;
Es brach auch glücklich ein, und gieng in tausend Stücke.
Da lag der ganze Kram, und alles weit und breit

Verwirrt herumgesät und hin und her gestreut.
Die Leute griffen zu; das Glücke schrie; Laßt stehn!
Die Theilung unter euch muß nach Verdienste gehn.
Allein es gieng Rips! Raps! Man machte nicht viel Wesen;
In einem Augenblick war alles aufgelesen,
Und richtig eingetheilt, doch alles ganz verkehrt.
Manch Narr ertappte hier das Ansehn in der Welt,
        Das eigentlich den Klugen nur gehört.
Thrax, der ohndem schon reich, bekam das mehrste Geld;
Den Schulherrn gegentheils, den sie zurücke stiessen,
            Traf der Verdruß, leer abzuziehn;
            Da er es doch bedürftig schien.
Man hatt ihm noch dazu den Mantel halb zerrissen.

* *

Die X. Fabel.

Die Zwey Freunde.

Ein reicher Handelsmann hatt einen armen Freund,
Mit dem er es zeither recht gut und treu gemeynt.
Dem Reichen schmeckte fast kein Bissen,
Der Arme mußt ihn denn die Helfte mitgeniessen.
Trat diesen eine Geldnoth an:
So konnt er hier für sich stets offne Casse finden.
Beständig ward geborgt, nichts wieder gut gethan;
Sie wußten selber kaum, wie sie zusammen stünden,
Denn sie berechneten sich jährlich nicht einmal.
Indessen wuchs die Schuld an Zins und Capital.
Der Reiche foderte auch keine Handschrift drüber;
Des Armen Freundschaft war ihm lieber,
Und seiner Meynung nach von grösserem Gewichte;
Als alle Sicherheit durch Siegel, Hand und Schein;
Er gab ihm alles hin, und sah dabey allein
Bloß auf sein ehrliches Gesichte.
Der Arme kaufte sich für seines Freundes Geld
Ein Bauersgut, das ihn gar reichlich nährte.
Der Kaufmann ward nachdem verunglückt und gefällt,

So daß sein Reichthum sich in Noth und Mangel kehrte.
Man nahm ihm alles ab, man ließ ihm kaum das Kleid.
Er wußte sich fast weiter keinen Rath;
Inzwischen macht er doch in Hoffnung großen Staat
Auf seines Freundes Dankbarkeit.
Er schlug die Bücher nach, summirte seine Schulden,
Und die beliefen sich auf zweymal tausend Gulden.
Wenn diese, fragt er sich, nun eingegangen seyn:
Was fängst du damit an? Er sann schon hin und her;
Der Kopf ward ihm von vielem Denken schwer,
Und endlich schlief er drüber ein.
Sein Freund, sein Schuldner, kam ihm hier
So, wie er war, im Traume für,
Als wenn er wirklich zu ihm käme,
Und ewig von ihm Abschied nähme.
Ich, sprach er, bin dein Freund gewesen und nicht mehr;
Ich bin itzt, was du warst, was ich war, das bist du.
Drauf wies er ihm den Rücken her,
Gieng von ihm weg und auf den Ofen zu,
Den er, dem Ansehn nach, mit tiefer Beugung grüßte,
Und wie zu guter Letzt noch mit den Worten küßte!
Gelt! Liebes Brüderchen! Wer darbt, ist unser Feind;
Wer giebt, der ist uns lieb; sind wir nicht brave Leute?
Hierauf verschwand der Traum und auch der gute Freund.
Der Kaufmann wußte nicht, worauf dieß Vorspiel deute;
Doch er erfuhr es kurz hierauf.
Er gieng, er kündigte die Schuld dem Schuldner auf;
Den aber schien das zu verdriessen,

Er wollte nicht ein Wort von dieser Fodrung wissen.
Er hielt gerichtlich an; sein Freund schwur alles ab,
Der ihm zur Dankbarkeit noch lose Reden gab.
Ach! schrie der Handelsmann, mein Traum ist ausgelegt,
Der Ofen und mein Freund sind ein Paar gleiche Brüder;
Sie nehmen gern, und geben gar nichts wieder.
So lange man sie frätzt und einzufeuern pflegt:
So lange wird man sich bey beyden wärmen können.
So bald der Beutel schlapp, der Holzstall ausgeleert:
So sind sie beyde kalt, dem Nutzen nach nichts werth,
Und ein unbrauchbar Ding zu nennen.

* * *

Man macht oft durch sein Geld die armen Freunde stolz,
Indem man ihnen hilft. Wenn sie uns helfen sollen:
So werden sie von uns nichts weiter wissen wollen.
Wie das vorm Jahr verbrannte Holz
Mich heuer nicht mehr wärmt: So ist es auch bey ihnen.
Die Freunde dienen nicht, sie lassen sich nur dienen.

* *

Die XI. Fabel.

Das spanische Rohr und der birkne Prügel.

Man hatt ein spanisch Rohr zu einem birknen Prügel
In einen Winkel hingestellt.
Das Rohr war böse drauf. O! sprach es, hätt ich Flügel:
Ich bliebe länger nicht in der verkehrten Welt.
Das hat mir noch gefehlt, daß so ein Bauerhache,
Der seinen Coffee früh aus allen Pfützen trinkt,
Der stets nach Brodt und Käse stinkt,
Noch gar Camradschaft mit mir mache,
Als wenn er meines Gleichen wär.
Der Grobian gehört wohl eben nicht hieher;
Kann er denn nicht zu Haus im Kühstall bleiben,
Statt daß er mich bedrängt, und Pockennarbicht drückt?
Kerl! sprach es. Geht doch heim! Es ist Zeit auszutreiben;
Der Hirte hat nach euch geschickt.
Mein Freund! sprach Birkenhañs, ihr werdet mich verkennen.
Wenn euch ein Narr gebricht, ich geb euch keinen ab;
Ich bin so wohl als ihr ein Stab.
Wollt ihr mich einen Prügel nennen:
So seyd ihr eben das. Was? schrie Herr Rohrian,
Ihr ungeschliffner Kerl! ihr wollt euch mir vergleichen?
Ja ja! ihr thut gar wohl daran.
Ihr seht zwar knoticht aus; doch das sind Ehrenzeichen,

Die euch und euren Ruhm erhöhn;
Kein selbstgemachtes Schemmelbein
Wird euch an Artigkeit leicht überlegen seyn;
Kein Zaumpflock ist so glatt, so ungekünstelt=schön,
Und eurem Ansehn gleich zu schätzen,
Ha! ha! rief Birkenhanns, ihr seht zwar glätter aus;
Doch was benim̃t mir dieß? mein Herr macht sich nichts draus,
Er braucht mich nicht zum Staat, zu seiner Sicherheit;
Mein unbiegsamer Leib kann eure Kostbarkeit
Und Band, Beschlag und Knopf mit leichter Müh ersetzen.
Was liegt mir an der eitlen Pracht?
Wir Stäbe sind zum Gehn gemacht,
Wir dienen eigentlich nur alt= und schwachen Leuten,
Gemächlicher und sichrer fortzuschreiten.
Ein fein beschlagnes Rohr in eines Jünglings Hand,
Versetzte Rohrian, steht gleichwohl recht galant.
Mir scheints, sprach Birkenhanns, recht närrisch und verkehrt,
Wenn junge Leute sich mit einem Stabe tragen,
Der alten Männern nur gehört;
Was soll das fünfte Rad dem Wagen?
Was soll die Hülfe dem, der keine nöthig hat?
Wo wird ein Bürger in der Stadt
Sein neu= und festes Haus erst noch mit Pfeilern stützen,
Die zwar manch altes Nest, das Spalten schon gewinnt,
Aus Noth vor Fall und Einfall schützen,
Die ihm doch, Gott sey Dank! noch nicht besorglich sind?
So eine Narredey verdiente Günthers Striegel.
Ihr raisonniret als ein Prügel,

Verfolgte Rohrian, und kennt die Mode nicht,
Die allen Gründen widerspricht.
Der kleinste junge Herr muß einen Stock itzt tragen,
Sonst wagt er auswerts keinen Schritt;
Braucht er ihn nicht zum Gehn, wie ihr beliebt zu sagen:
So spielt er wenigstens damit.
Da spadonnirt das artge Knäbchen
Mit seinem wunderschönen Stäbchen
Die Gassen auf und ab, den Marktplatz hin und her;
Bald schultert Hännschen das Gewehr,
Und kratzt zu gleicher Zeit in dem verlausten Kopfe:
Bald käut, bald leckt er an dem Knopfe;
Bald stützt er sich das Kinn; bald biegt er zierlich dran;
Bald bohrt er in den Sand; bald stämmt er sich mit an;
Bald fängt er gar damit; bald knüpft er an dem Bügel,
Das angebundne Band itzt auf, itzt wieder zu;
Herr Ungeschickt! was meynt ihr nu?
Dergleichen Zeitvertreib geschieht mit keinem Prügel,
Den so ein junger Herr nicht einmal würdig schätzt,
Ihn, da er mit mir spielt und sich an mir ergötzt,
Auch nur in seine Hand zu nehmen.
Gar gut! sprach Birkenhanns, er lasse mich nur stehn!
Ich würde mich doch nur der läpschen Possen schämen;
Ich bin ein Stab, sonst nichts; man braucht mich nur zum Gehn,
Darum entbehr ich auch gar gern der Kostbarkeit,
Mit der die Prahlsucht sich ihr theures Rohr beschlägt;
Wer sich im übrigen mit einem Stabe trägt,
Und keinen nöthig hat, der ist nicht recht gescheud.

* *

Die XII. Fabel.

Der Sperber.

Ein Uhu, welcher sich von Raub und Mord ernährte,
Den auch die ganze Vogelwelt
Für ihren Erbfeind hielt und öffentlich erklärte,
Ward einst durch einen Schuß gefällt.
Der tröstliche Bericht davon
Durchflog den ganzen Wald; es suchten ihn zwey Finken
Gleich allenthalben auszupinken.
Der Uhu war kaum todt: So wußte man es schon;
So schwung die Frölichkeit nach des Tyrannen Falle,
Sich wiederum getrost empor.
Das lange Zeit verscheuchte Chor
Erhub sein Freudenlied mit allgemeinem Schalle.
Nun, hieß es, haben wir die goldne Zeit erlebt;
Nun können wir Gefahr und Noth verlachen,
Da jedermann in Ruh und Friede lebt;
Nun wollen wir uns erst recht gute Tage machen,
Da Scherz und Sicherheit sich unsre Nachbarn nennen.
Ein Sperber, der mit Fleiß dem Wind entgegen flog,
Und das gesammte Chor durch diese List betrog,
So daß ihn keiner wittern können,
Kam ihnen auf den Hals. O wie erschracken sie!
Ihr Herren! rief er, schweigt! ihr singt etwas zu früh;

Die

Die Zeit ist noch nicht da, daß ihr euch sicher achtet;
Der Uhu hat mir seine Jagt verpachtet.
Drauf stieß er auf sie los, geschwinder als ein Blitz,
So daß der Vögel sechs bis sieben,
In seinen Klauen hängen blieben,
Die er auch insgesamt und zwar auf einen Sitz
Gleich auf der Stell verschnabellirte.

* * *

Der Unschuld wird Zeit Lebens nachgestellt;
Vergebens daß sie triumphirte,
Wenn hier und da ein Feind besiegt zu Boden fällt.
Kann sie deswegen sicher seyn?
Lest meine Fabel durch! was gilts? ihr saget: Nein!
Es giebt doch immer noch mehr Schelmen in der Welt.

Die

* *

Die XIII. Fabel.

Die Hoffnung und die Furcht.

Nach Gottes Ordnung soll der Mensch in diesem Leben
Stets zwischen Furcht und Hoffnung schweben,
Und weder zu verzagt noch zu verwegen seyn.
Deswegen war auch einem jeden
Von Hoffnung und von Furcht ein gleiches Theil beschieden.
Die Menschen fanden sich auch anfangs willig drein,
Bis endlich nach und nach ihr kluger Unverstand
Es länger nicht für gut befand,
Der Furcht und ihrer Bitterkeit
Im Herzen Raum und Platz zu geben.
Das Glücke, sagten sie, liebt die Verwegenheit;
Wer alles hoffen kann, kann auch nach allem streben;
Den Feigen ist nichts guts bescheert.
Und also ward die Furcht verworfen und verwehrt;
Sie durfte sich auf öffentlichen Gassen
Bey Tage nicht mehr sehen lassen;
Indem man jedermann gleich einen Narren hieß,
Der die geringste Furcht nur an sich blicken ließ.
Deswegen machte sie in wenig Tagen drauf

Ein Bündniß mit den Strassenräubern,
Und paßte, so wie sie, den Leuten heimlich auf,
Den Kindern sonderlich, imgleichen alten Weibern;
Wiewohl sie hier und da auch Männern nachgestellt,
In deren Adern doch Geist, Muth und Herze wallen.
Prinz N. N. war des Tags ein hoffnungsvoller Held,
Den doch die größte Furcht oft nächtlich überfallen;
Allein er hielts geheim; sein blasses Angesicht
Verrieth ihn zwar manchmal, doch er gestund es nicht.
Im Gegentheil wars auch dem klügsten unverwehrt,
Frey mit der Hoffnung umzugehn;
Man war in Hoffnung reich, man war in Hoffnung schön,
Groß, herzhaft, redlich, klug, beredt, berühmt, gelehrt;
Man theilte Aemter aus, nicht nach Verdienst und Gaben,
Denn darauf ward so eigen nicht gesehn,
Man durfte damals nur die Hoffnung dazu haben:
So wars mit dem Beruf den Augenblick geschehn.
Indessen schien der Furcht nicht wohl dabey zu seyn;
Ach! sprach sie, was sind das für ärgerliche Zeiten!
Die Hoffnung schmeichelt sich bey den Gelehrten ein;
Mit wem geh ich denn um? mit lauter schlechten Leuten,
Die der gemeine Ruf den dummen Pöbel nennt.
Was mach ich? fuhr sie fort, soll ich den Schimpf denn leiden.
Nein! sprach sie, wenn man mir kein beßres Ansehn gönnt:
So will ich lieber gar der Menschen Umgang meiden.
Doch dazu kam es nicht. Der, der die Welt regiert,
Und Furcht und Hoffnung eingeführt,
Fand bald ein Mittel aus, die Menschen umzudrehen;

Er schickte, kurz gesagt, die Vorsicht auf die Welt,
Die lehrete das Volk ein Ding recht einzusehen,
Und jedes Hinderniß, das sich in Weg gestellt,
Von weitem schon genau zu überlegen.
Die größten Hoffnungen verlohren ihren Werth;
Die Furcht kam wieder auf; man hielt sie für gelehrt,
Man nennte sie, der tiefen Einsicht wegen,
Ein Zeichen der Gelehrsamkeit.
Es hat auch wirklich seit der Zeit
Das Sprüchwort richtig eingetroffen,
Daß dumme Leute viel und Kluge wenig hoffen.

* *

Die XIV. Fabel.

Die Kinder und die Pilze.

Zwey Knaben waren ausgegangen,
Und zwar nach Pilzen in den Wald.
Der eine war zwölf Jahr, der andre sieben, alt.
Ein jeder hatte sich ein Säckchen angehangen,
Die Beute dergestalt bequemer einzuschiffen.
Hier stunden Pilze gnug, die gleichsam Paar und Paar
Den Kindern in die Hände liefen.
Der ältste, der schon oft dabey gewesen war,
Las sich die kleinsten aus; die großen ließ er stehn,
Die sonderlich bey angehaltnem Regen
Zu sehr betrüglich sind, von aussen dick und schön,
Jedoch von innen nichts, als Maden, in sich hegen.
Der jüngre, welcher sich so gut nicht drauf verstand,
Und, mit der unerfahrnen Hand,
Nur nach den großen griff, bekam in kurzer Zeit
Den Sack nach Wunsche voll. Er war recht sehr erfreut,
Daß ihm das Glück so wohl gewollt,
Und fieng schon an sich groß zu machen.
Ha ha! sprach jener drauf; verspahr dir nur das Lachen!
Nicht alles, was da gleist, ist darum auch gleich Gold;
Man macht von Meßing auch oft schöne goldne Ketten.
Hier steht ein Knöpfchen! Laß uns wetten!

Wenn

Wenn deine Pilze nicht geringer sind, als meine:
So bleibt dir der Gewinn, so ist das Knöpfchen deine.
Top! schrie der andre gleich. Laß sehen, wer gewinnt?
Die Pilze wurden nun zu beyden Theiln besehn,
O wohl mir! sprach der jüngste Knabe,
Ich weis gewiß, daß ich die besten habe;
Nur mit dem Knöpfchen her! Es ist schon drum geschehn;
Wer deine Pilze sieht, sieht, daß sie Zwerge sind;
Schau nur! Sind meine nicht dargegen rechte Riesen?
Nein! Kräh doch nicht zu früh! rief ihm der andre zu,
Daß deine größer sind, seh ich so gut, als du;
Doch daß sie besser sind, das ist noch nicht erwiesen.
Mir ist für den Gewinnst nicht bange;
Gedulde dich inzwischen nur so lange,
Bis wir nach Hause kommen seyn;
Die liebe Mutter wird dich schön willkommen heissen,
Und dir wohl gar den Sack um Kopf und Lenden schmeissen.
Es traf auch richtig zu. Sie schnitt die kleinen ein,
Die waren gut und frisch und taugten schon zum Essen;
Die Großen warf sie auf den Mist,
Die, sprach sie, sind nicht werth, das man sie list,
Die Maden haben sie schon gar zu sehr durchfressen.
Au weh! rief Hännschen aus, ists so damit bewandt:
So muß ich armer Narr die Wette wohl verspielen.

* * *

Das Ansehn gründet sich bey vielen
Auf andrer Menschen Unverstand.

* *

Die XV. Fabel.

Der Hund.

Packan, ein großer Fleischerhund,
Ein rechter Hundegoliath,
Der bey den Hunden in der Stadt
In trefflich großem Ansehn stund,
Schlug einst den andern vor, man wollte sich bemühen,
Sich künftig nach und nach dem Joche zu entziehen,
Zu welchem sie der Mensch gezwungen.
Der Meynung bin ich auch, fieng Budel an zu schreyn.
Und wenn wir, fuhr er fort, nur eines Sinnes seyn:
So ist der Anschlag schon so gut als halb gelungen,
Ich will gewiß dabey mein Möglichstes schon thun,
Ich hab es ohnedem am schlimmsten unter euch.
Es läßt mich ja mein Herr den ganzen Tag nicht ruhn;
Bald muß ich den Soldaten gleich
Mit seinem Stocke Schildwacht stehn;
Bald muß ich gar darüber springen;
Bald muß ich ihm ins Wasser gehn,
Und den geworfnen Stein daraus zurücke bringen.
Insonderheit ist das mein heftigster Verdruß,
Wenn er spatziren fährt, und ich zu ganzen Meilen
Auf sein Begehren rückwärts eilen
Und ihm die Handschuh holen muß,

Die

Die der verdammte Narr vorher doch in der Stadt,
Mit allem Fleiß vergessen hat.
Die andern führten auch ein jeder seine Klagen,
Der eine hatte dieß, der andre das, zu sagen.
Packan that drauf den Spruch, daß Budel seinem Herrn
Den Stock durchaus nicht mehr paßiren sollte.
Wofern er noch ein Herz im Leibe haben wollte:
So sollt er sich darwider sperrn,
Weil dieß der Nation und seiner eignen Ehre
Am allermeisten schimpflich wäre.
Der Schinder hole mich! verschwur sich Budel gleich,
Ich thus auch weiter nicht; ja ja! versichert euch!
Ich werde mich nach Möglichkeit bestreben,
Dem ernstlichen Befehl vollkommen nachzuleben.
Hierauf geschah es nun, daß Budel wiederum
Sein Hoccus poccus machen sollte.
Was that der Hund? Er stellte sich ganz dumm,
Kroch unter einen Stuhl, als wär er Leute-scheu,
Als wüßt er in der Phantasey
Nicht, was man von ihm haben wollte.
Hop! rief sein Herr. Fort! Budel! He! Marschir!
Er hielt ihm immer noch den Stock getreulich für.
Der Meynung ganz gewiß, er würde drüber springen;
Doch der verstockte Hund war nicht dazu zu bringen.
Er sprach ihm gütlich zu, doch mit vergebner Müh.
Weil nun mit Freundlichkeit nichts zu erlangen stand:
So schlug sein Herr das Teufelsvieh,
Von Wuth und Eifer ganz entbrannt,

So lange bis es ihm den Stock aufs neu paßirte.
Des Nachbars Hund, der fleißig spionirte,
Hatt unvermerkt den Streich mit angesehn,
Der unserm Budel hier geschehn;
Er thats auch gleich den andern Hunden kund.
Als die Versammlung nun aufs neu zusammen kommen,
Ward Budel öffentlich deswegen hergenommen.
Packan erklärt ihn selbst für einen Lumpenhund,
Den man zu Tode beissen möchte,
Weil er der Nation nur Schimpf und Schande brächte.
Ach! schrie der arme Tropf, ihr werdet mir verzeihn;
Ihr Herrn! Es hat mich ja kein Mensch dazu gezwungen,
Ich bin zwar übern Stock gesprungen;
Doch eben nicht aus Furcht; denn die nimmt mich nicht ein;
Seht, eh ihr mich verdammt, erst, ob ich unrecht habe!
Mein Herr bat mich darum mit aufgehobnem Stabe,
Drum mußt ich ja nothwendig höflich seyn.

* * *

Der Prügel ist zu aller Zeit
Ein schönes Argument, den Endzweck zu erlangen,
Wenn gute Worte nichts verfangen.
Die hölzerne Beredsamkeit
Ist für die Narren nur erdacht,
Die die Gelindigkeit verstockt und trotzig macht.

* *

Die XVI. Fabel.

Die Bücher.

In einem großen Bücherschranken,
Wo alles durch einander stand,
Verleitete der prächtge Band
Einst einen Liebsroman zu närrischen Gedanken.
Sein schöner Rock bracht ihm die Meynung bey,
Daß er das beste Buch im ganzen Schranken sey,
Auch nicht einmal die Bibel ausgenommen;
Er hielt sich für beschimpft, nur neben ihr zu stehn,
Warum? ihr Band sah nicht so schön
Und nicht so kostbar aus, als der, den er bekommen.
Mein! sprach er, sagt mir doch, geehrte Nachbarinn!
Was für ein Landsmann ist das Tuch zu eurem Kleide?
Ists etwan Nordertuch? Es steht so gut, wie Seide;
Verzeiht mir nur, daß ich so neubegierig bin;
Vielleicht ists eine Löwenhaut,
Dergleichen hier und da die Schwein in Pohlen tragen.
Ich will es eben zwar für ganz gewiß nicht sagen;
Jedoch wer seinen Augen traut:
Der schwüre drauf, daß es nicht anders wär.
Es schreiben sich dergleichen feine Tücher

Gemeiniglich von Schweinfurt her;
Wornach der Einband ist, darnach sind auch die Bücher.
Die Bibel schätzte dieß Gespötte
Aus Großmuth keiner Antwort werth;
Sie schwieg, und stellte sich, als wenn sie nichts gehört,
Noch weniger etwas davon verstanden hätte.
Die andern Bücher nahmen sich
Immittelst doch der Bibel treulich an;
Die Predigtbücher sonderlich
Bemühten sich, für sie und wider den Roman
Das Wort nach Möglichkeit zu führen.
Du Lästrer! sprachen sie, was hilft dich dein Stolziren,
Und deiner Kleidung eitle Pracht,
Die beyderseits auf schlechtem Grunde ruhn?
Der Band macht nicht gelehrt; das muß der Inhalt thun;
Du bist ja nur zum Zeitvertreib gemacht;
Der Nutzen ist sehr schlecht und ziemlich kurz gemessen;
So bald man dich einmal gelesen hat;
So stängelt man dich hin, so hat man deiner satt.
Man liest ein neues Buch, und deiner wird vergessen;
Weil einem der Geschmack und alle Lust vergeht,
So bald man weis, was in dir steht.
Der Bibel gegentheils wird niemand überdrüßig,
Ihr Endzweck ist von größter Wichtigkeit;
Da ihr Romanen stets entbehrlich, überflüßig,
Und schädlicher, als nützlich seyd.
Die Bibel kann kein Mensch entbehren,
Dich aber wohl: ja ja! Man sollte dich,

Und

Und zwar der Jugend sonderlich,
Mit aller Macht verbiethen und verwehren.
O, sprach das Liebesbuch, ihr pergamentnen Herrn!
Nehmt ihr nur selbst den Wanderstab!
Ihr mögt euch wider mich auch noch so heftig sperrn:
Ihr predigt mir gleichwohl mein schönes Kleid nicht ab.
Verdien ichs nicht? Was schadts? Gnug! daß ich es besitze;
Kurz um, gehabt euch wohl! mich schläfert, gute Nacht!
Ja schlaf nur! riefen sie, du bist zu sonst nichts nütze.
Indessen lernen wir aus deiner eitlen Pracht,
Das schönste Kleid werd oft für einen Narrn gemacht.

* *

Die XVII. Fabel.

Der Zaum.

Ein alter Zaum, der ziemlich höflich war,
(Denn wenn der Wind recht gieng, so schien es manchmal gar,
Als wenn er in der That die Leute grüssen wollte)
Bat seinen Herrn, damit er ihn
Mit frischen Pfälen stützen sollte.
Hört, sprach er, wo ihr denkt noch länger zu verziehn,
Mit Rath und That mir an die Hand zu gehen:
So fall ich um; ich kann unmöglich länger stehen.
Zwey Pfäle thun es schon, mehr brauch ich itzund nicht,
Das wird so viel nicht kosten können;
Denn wenn mich Sturm u. Wind nun vollends gar zerbricht,
So ist der Schaden ja gedoppelt-groß zu nennen.
Ich bitt euch, überschlagt es doch!
Ein neuer Zaum kömmt hoch; stützt lieber euern alten!
Ich rath euch guts; ihr könnt mich itzund noch
Mit wenigem im Stand erhalten,
Dadurch erspahrt ihr viel. Der Rath war billig gnug;
Jedoch der Grundherr war, wie junge Leute sind,
Auf seinen Nutzen nicht recht klug;
Indem er noch dazu von Herzen drüber lachte,
Wenn ihm der morsche Zaum, bey Regen, Sturm und Wind,

So tiefe Reverenze machte.
Inzwischen faulten nach und nach
Die Pfäle vollends ab, so daß er gar zerbrach.
Er sank auf einmal um, als wollt er nieder kauern,
Und stürzte vor sich hin. Da lag der Zaum nunmehr,
Als wenn er umgeblasen wär,
Wie dort zu Jericho die Mauern.
Hätt ihn sein Herr gestützt, ich glaub er stünde noch.
Erst ließ der schlechte Wirth sich wenig Kosten reuen;
Nun durft er nicht einmal den größren Aufwand scheuen,
So ungern ers auch that, der Nothfall zwang ihn doch,
Für mehr als zehnmal so viel Geld,
Durch einen neuen Zaum die Grenzen zu verwahren.

* * *

Dergleichen Wirthe giebts noch sehr viel in der Welt,
Die einen Gulden zu erspahren,
Den sie der Nothdurft reichen sollen,
Viel lieber künftig gar zwölf Gulden darben wollen.

* *

Die XVIII. Fabel.

Der Igel.

Ein Igel, den man sich nicht fauler wünschen kann,
Sah jeden Tag für einen Sonntag an;
Drum lag er stets in seinem Loche
Und feyerte die ganze Woche
Aus angemaaßter Heiligkeit.
Er brachte seine Lebenszeit,
So, wie er sprach, in Gottgelassner Ruh
Mit geistlichen Gedanken zu.
Er bat die andern oft, das Stehlen abzuschaffen:
Wie mögt ihr, rief er aus, in das, was zeitlich ist,
Euch stets so unerlaubt vergaffen!
Weh dem, der sich den Fluch an fremdem Brodte frißt!
Die ganze Nachbarschaft bewunderte sein Leben.
Ein Muselmann kann seinen Mahomet
Kaum mehr verehren und erheben.
Er fastete und war dabey doch dick und fett;
Daher entstund der Ruf, die Engel speisten ihn.
So ungewohnt und neu auch diese Sache schien:
So war sie für das Volk, das es nicht besser wußte,
Gleichwohl ein Glaubenswort, das niemand leugnen mußte.

Be-

Besonders der gemeine Mann,
Der allen Lügen Raum und Beyfall geben kann,
Nahm dieses Wunder gleich mit aller Ehrfurcht an.
Den Igel hätt ich sehen wollen,
Der diese Fabel nur in Zweifel ziehen sollen;
Die andern hätten ihn gleich auf der Stell zerrissen.
Der englische Betrug ward endlich offenbar.
Des Heuchlers Vetter starb, der sonst sein Engel war,
Der ihn, doch ingeheim und ohn der andern Wissen,
Bey nah ein ganzes Jahr zeither ernähren müssen.
(Mein! sagt mir doch, wo mehr dergleichen Vettern seyn?)
Früh sprach der gute Freund in allen Gärten ein,
Trotz ihren hocherhabnen Zäumen!
Und weltzte sich mit Fleiß hier unter allen Bäumen.
Das abgefallne Obst, das sich durch diese List
An seinen Stacheln angespiest,
Gab ihm beym weiter-gehn nach Hause das Geleite.
Drauf lief der Schalk und trug die mitgebrachte Beute
In aller Still dem frommen Vetter an,
Und theilete mit ihm das Obst, das er gestohlen.
Der Heuchler fraß es im verhohlen.
Er that auch wohl und klug daran;
Weil man viel leichter fasten kann,
Wenn man sich erst recht satt gegessen.
Jedoch als sein Versorger todt;
So bracht ihm niemand mehr zu essen;

So

So ward er von der Hungersnoth
Gezwungen auszugehn, und ſelbſt mit Schweiß und Müh,
In Gärten hier und da ſein täglich Brodt zu ſuchen.
An ſtatt der andern Raub noch ferner zu verfluchen,
Stahl er nun ſelbſt und war ein Dieb ſo gut, wie ſie.

* * *

Wer gnug zu leben hat, kann leicht zufrieden ſeyn
Und die Gerechtigkeit als eine Tugend preiſen;
Ach! riſſe nur einmal der Mangel bey ihm ein,
Die Sache würde ſich alsdenn ſchon anders weiſen.

Die

* *

Die XIX. Fabel.

Der Schemmel und die Stühle.

Ein Dutzend Stühl in einem Zimmer
Verspottete den Schemmel immer,
Der bey der Stubenthür im Winkel sich befand,
Nicht daß man darauf sitzen sollte;
Die Köchinn trat nur drauf, damit sie hoch gnug stand,
Wenn sie die Wanduhr stellen wollte.
Die Stühle nennten ihn den Herrn von Bon repos.
Juch he! rief einer aus, wir haben uns zu freun,
Es wird in kurzer Zeit hier eine Hochzeit seyn,
Der gnädge Holzbock dort hat einer Schütte Stroh
Sein hohes Jawort schon gegeben;
Denn gleich und gleich gesellt sich gern.
Nein! sprach ein andrer Stuhl, seht doch den großen Herrn!
Er mag mit uns nicht in Gemeinschaft leben;
Drum steht der Narr im Winkel dort allein.
Hört, schrie der dritte Stuhl, welch Zeit mags itzund seyn?
Herr Nachbar! sagt uns doch, wie viel die Uhr geschlagen?
Ihr Spötter! rief der Schemmel aus,
Ich weis davon so viel, als eine todte Maus;
Inzwischen sagt mir doch, was heißt das närrsche Fragen?
Ich glaube, daß ihr mich damit zu ärgern denkt;
Allein verzeiht mir nur, es wird euch nicht gelingen.

Wer losen Mäulern sich zu Liebe grämt und kränkt,
Der wird sein Leben kaum zur halben Hälfte bringen.
Ich mach euch diese Freude nicht;
Ich leb itzt ohnedem in meinen besten Jahren.
Daß ich ein Schemmel bin, wie man verächtlich spricht,
Das weis ich schon, ich darfs von euch nicht erst erfahren.
Allein was kann denn ich dafür,
Daß man aus mir mit Fleiß was schlechtes schnitzen wollen?
Hätt ich mich selber machen sollen:
Vielleichte wär ich auch ein Stuhl so gut, als ihr;
Ihr seyd das, was ihr seyd, so wohl als ich aus Gnaden.
Drum laßt mich doch nur stehn, und gönnt mir diesen Ort!
Doch nein! ihr wünscht mich lieber fort,
Und zwar zu eurem eignen Schaden.
Hierauf geschah es nun, daß jemand ungefähr,
Als wenn es so bestellt und abgeredet wär,
Den Schemmel aus der Stube nahm.
Da nun des Morgens früh die Köchinn wiederkam,
Und keinen Schemmel fand: So trat sie auf die Stühle.

* * *

Der Großen Spötterey hat den gemeinen Mann,
Den man doch in der Welt nicht leicht entrathen kann,
Gemeiniglich zu ihrem Ziele.
Allein sie sehn die Sache nicht recht ein.
Gesetzt der Bauer stirbt, wer soll den Adel nähren?
Wenn keine schlechte Leute wären:
So könnt auch niemand vornehm seyn.

* *

Die XX. Fabel.

Die weisse Maus.

Ein Bauer fieng einst eine weisse Maus.
Die Nachricht davon lief gleich durch das ganze Haus,
Weib, Kinder, Magd und Knecht, bis auf den Lämmerjungen,
Der nicht zugegen war, kam gleich herbey gesprungen,
Das schöne Thierchen anzusehn;
Dergleichen seltner Fang war niemals noch geschehn.
Sie wunderten sich alle drüber,
Und wußten sich nicht gnug deswegen zu erfreun.
Nur bloß des Bauers Weib schien ganz bestürzt zu seyn,
Die Augen giengen ihr vor Furcht und Schrecken über.
Ach! rief sie, dieß bedeutet was,
Die Maus sieht nicht umsonst so blaß.
O Kinder, bessert euch, es wird ein Sterben kommen!
Wiewohl, man lachte sie mit dieser Deutung aus.
Inzwischen ward die Wundervolle Maus
Nach Möglichkeit verpflegt, und wohl in Acht genommen.
Es gieng ihr weiter nichts, als nur die Freyheit ab;
Die Kinder reichten ihr stets mehr, als sie verzehrte,
Brodt, Semmel, Kuchen, Fleisch, und was ihr Herz begehrte.
Man ließ sie keinen sehn, der nicht ein Trinkgeld gab.
Dieß trug dem Bauer schon was ein;
Drum ließ er seiner Maus vollauf zu fressen geben,

Und wünscht ihr noch dazu ein rechtes langes Leben.
(So eigennützig sind die Wünsche insgemein!)
Die andern ordentlichen Mäuse
Beneideten ihr nun den Vorrath ihrer Speise;
Sie gönnten ihr die guten Tage nicht.
Ach! seht doch, sprachen sie, mit misvergnügtem Blicke,
So schrecklich ungleich theilt das Glücke,
Daß klugen Leuten oft das trockne Brodt gebricht.
Damit die Narren nur recht kostbar schmausen können.
Die hier so wohl versorgte Maus
Ist eine Maus, wie wir; was hat sie denn voraus?
Ist denn der Welt an ihr mehr als an uns gelegen?
Vielleicht der weissen Haare wegen,
Die endlich noch wohl leidlich stehn,
Und unsern grauen kaum an Werthe gleiche gehn.
O Schade! sprach die Maus, für meinen Ueberfluß!
Dieß alles, was ihr rühmt, gereicht mir nur zur Plage;
Die Freyheit, die ich darben muß,
Versalzet mir die scheinbar-guten Tage.
Der Hunger, der euch drückt, fällt lange nicht so schwer,
Als der verwehrte Trieb, sein eigner Herr zu seyn.
Ihr Thoren! wüßtet ihr, wie mir zu Muthe wär:
Ihr würdet mir gewiß mein Schicksal nicht beschreyn.

* * *

Und sollte man nur manchen Hofmann fragen,
Der allem Ansehn nach, von Noth und Kummer frey,
Vergnügt und prächtig lebt, wie ihm zu Muthe sey?
Er würd euch eben das vielleicht zur Antwort sagen.

Die

* *

Die XXI. Fabel.

Der Degen und der Bratspieß.

Ein Bratspieß rief einst einem Degen zu:
Herr Bruder! guten Tag! wie gehts? wie lebest du?
Was? Ich dein Bruder seyn? versetzete der Degen,
Du grober Kerl! was macht dich so verwegen,
Mich dir an Würden gleich, auf deutsch, für nichts zu schätzen?
O schweig! du kömmst bey mir wahrhaftig unrecht an.
Bin ich denn, sprach der Spieß, nicht auch ein Ehrenmann?
Du mußt mich eben nicht so tief herunter setzen.
So vornehm als du bist, so vornehm bin auch ich,
Ich mag dich nicht einmal zu meinem Bruder haben;
Du Mörder! dein verfluchter Stich
Hat manchen schon durchbohrt, und Lung u. Herz durchgraben.
Was hast du nicht für Krüpel schon gemacht,
Und manchen tapfren Held um Arm und Hand gebracht!
Geh, und berühm dich noch mit deinen Mordgeschichten,
Und mache, wie du willst, vom Blutvergiessen Staat!
Den Menschen, Gottes Werk, verstümmeln und zernichten,
Ist eine schlechte Heldenthat.
Kerl! raisonnirt nur nicht! schrie der erboßte Degen,
Mein Handwerk bringt der Welt schon Nutzen gnugsam ein;
Wer würde sonder mich doch wohl im Stande seyn,
Recht und Gerechtigkeit zu hegen?
Auf meiner Spitze pflegt der Länder Glück zu ruhn;
Im Felde muß ich stets die besten Dienste thun,

Den Feind gewaltsam aufzureiben,
Den mein erfochtner Sieg erlegt, verjagt, zerstreut;
Du kannst dafür daheim, mit mehr Gemächlichkeit,
Bey deinen Kälberviertheln bleiben!
Das Fett, das davon rinnt, ist eine schlechte Beute.
Indessen werden doch, sprach unser Spieß, die Leute
Von meiner Arbeit fett, von deiner krumm und lahm;
Deswegen sind dir auch die mehrsten Menschen gram,
Mir sind sie gegentheils fast alle wohlgewogen;
Ich bin, gesteh es nur! weit nützlicher, als du.
Der Degen sprach: Das ist erlogen.
Schau, dort kömmt jemand auf uns zu,
Der mag uns, wenn du willst, entscheiden.
Es sey so, rief der Spieß, das kann ich gar wohl leiden.
Der Schiedsmann war ein armer Kohlenmann,
Der kein gebratnes Fleisch sein Lebenlang gerochen,
Geschweige denn gespeist. Man hielt ihn freundlich an.
Was meynt ihr, wem er recht gesprochen?
Der Mann erwählte sich den Degen,
Und hieb im Walde mit die wilden Thiere todt;
Bey seinem Stückchen Käs und Brodt
War ihm am Bratspieß nichts gelegen.

* * *

Man strebt umsonst nach Ansehn, Rang und Ehren,
Bey Leuten, die uns leicht entrathen und entbehren.
Wer uns nicht nöthig hat, ist auch nicht unser Freund.
Wer hält wohl viel von dem, was ihm nicht brauchbar scheint?
Der Bratspieß war schon gut; allein der Kohlenbrenner
War überhaupt davon ein gar zu schlechter Kenner.

* *

Die XXII. Fabel.
Der Säufer.

Ein reicher junger Herr begab sich einst auf Reisen;
Des Nutzenswegen? Nein! er reiste nur, wie wir,
Aus Wollust und aus Neubegier,
Die ließ er sich den Weg zu Schand und Lastern weisen.
In Deutschland lernt er nichts, als heldenmäßig saufen;
In Frankreich, wo man sich ein weit Gewissen macht,
Ward ihm der Kunstgriff beygebracht,
Der Unschuld und der Zucht mit Ehren zu entlaufen.
Die grünen Bärtgens * lockten ihn,
Von dar nach Engelland zu ziehn.
Er schluckte manches Hundert ein;
Man sagt ihm, daß sie auch nicht gern im Trocknen lägen,
Drum mußte drauf gesoffen seyn.
Der Portswein** schmeckt ihm gut. Kurz, der Verdäuung wegē
Besof er sich manchmal, daß er zu Boden sank.
Einst macht ers gar zu bund. Er wurde sterbens-krank,
So elend, daß es schien, er würde gleich beschliessen.
Es sprang ihm niemand bey mit Rath und Trost und Hand,
Warum? Er war hier noch zu fremd und unbekannt.
Bloß das mitleidige Gewissen,
Das nebst der Mäßigkeit in England saßhaft war,
Besorgte sich um ihn; es wußte die Gefahr,

* Groenbaarties sind die besten englichen Austern.

** Portswein oder Portugisischer Wein wird in Engeland stark getrunken.

Die diesem jungen Herrn den Untergang gedräut.
Auf! sprach es zu der Mäßigkeit,
Frau Schwester! komm, geh mit, den Kranken zu besuchen;
Ich weis wohl, daß er sich an dir versündigt hat,
Wir könnten ihn mit Recht, so hassen, als verfluchen;
Doch, wo ich bitten darf, gieb der Erbarmung statt!
Der Zuspruch wird vielleicht nicht ohne Nutzen seyn.
Die Mäßigkeit gieng mit. Sie fanden nun den Kranken
Bey ziemlich nüchternen Gedanken,
Er bat, sie möchten ihm nur dießmal noch verzeihn;
Er schwur auch noch dazu der künftgen Beßrung wegen.
Ach! helft mir, fuhr er fort, und geht und sucht für mich,
Beym Jupiter ein gut Wort einzulegen;
Erzählt ihm meine Reu; vielleicht erbarmt er sich,
Und macht mich wieder frisch. Drauf giengen sie nun fort,
Und hinterliessen ihm ihr Wort,
Sie wollten für sein Leben bitten;
Nur möcht er künftig ja sich vor dem Weine hüten:
Denn wo er sich noch einmal so vergienge;
So wär es aus mit ihm, und kein Erretten mehr.
Ihr Vorspruch fand bey Gott zwar leicht und bald Gehör,
Doch anders nicht, als unter dem Bedinge:
Sie müßten beyderseits, wie bey dergleichen Fällen
Es sonst gebräuchlich sey, für den geschwornen Eid
Der künftig-bessern Nüchternheit
Drey-monatliche Bürgschaft stellen.
Denn, sagte Jupiter, wenn ihr es nicht versteht,
Ich weis es schon, wies heut zu Tage geht,

Der

Der Bursche wird den Schwur bey guter Zeit vergessen;
Ich halte mich an euch. Sie sprachen unterdessen,
Aus guter Meynung, gut, und bildeten sich ein,
Der Kranke würde seinen Eid,
Zum wenigsten so eine kurze Zeit,
Zu halten in dem Stande seyn.
Sie redeten ihm zu, sich nicht zu übernehmen,
Damit sie nicht durch ihn in Schimpf und Schaden kämen.
Acht Tage hielt er sich. Drauf kam er in ein Haus,
Wo Punsch * getrunken ward. Hier gieng sein Eid zu Ende.
Er nahm den Löffel in die Hände,
Und leerte einen Napp stets nach dem andern aus.
Der Mäßigkeit und dem Gewissen
Ward bange mit der Caution.
Laß gnug seyn! sprachen sie, du hast die Ladung schon;
Denn wo du dich besäufst: So kannst du leichte schliessen,
Was drauf erfolgen wird; bedenke deinen Eid:
Komm fort! itzt ist die hohe Zeit.
Allein was war zu thun? Der Kerl wich nicht vom Platze;
Er macht es grade wie die Katze,
Die, wie La Motte schreibt, den theuren Eid vergaß,
Und zwar kein Vogelfleisch doch Fledermäuse fraß.
Ihr Bitten, Stoßen, Warnen, Winken,
War alles ohne Frucht. Er sprach: Was wirds denn seyn?
Ist das nicht gut genug? Ich saufe keinen Wein;

* Punsch ist ein starkes Getränke, und wird aus Westindischem Rack, Franzbrandtwein, Zucker und Zitronen-Safte gemacht, in Porcellannappen aufgesetzt, mit hölzernen kleinen Löffeln geschöpft und aus Theeschälchen getrunken.

Ich suppe nur: Wie kann ich mich betrinken?
Ihr und Gott Jupiter könnt über mich nicht klagen,
Ihr wolltet mir denn gar das Essen untersagen.
Inzwischen ward er voll, fiel untern Tisch, schlief ein.
Gott Jupiter schien sehr ergrimmt zu seyn;
Er ließ die Bürgen vor sich kommen,
Sie wurden auch gleich in Verhör genommen;
Sie sagten: Lieber Gott! wir sind nicht Schuld daran,
Wir haben beyderseits das Unsrige gethan;
Wir haben ihn gewarnt, wir haben ihn gebethen,
Den Eidschwur nicht zu übertreten.
Er hat uns nicht gefolgt. Ihr bleibt in meiner Huld,
Rief der erzürnte Gott: ich geb euch keine Schuld;
Deswegen such ich das Verbrechen,
Auch an dem Thäter nur, und nicht an euch zu rächen.
Geht hin, und meldet ihm die längste Krankheit an;
Der Säufer ward nunmehr aufs Bette hingerissen.
Ach! sprach die Mäßigkeit, ingleichen das Gewissen,
Der arme Mensch ist übel dran;
Sein Elend geht ihm recht zu Herzen.
Er winselt und beklagt sich über tausend Schmerzen;
Doch gleichwohl weis er nicht sein Unrecht einzusehn,
Es scheint, er glaube gar, ihm sey zuviel geschehn.
Das ists, sprach Jupiter, dem Narren ist nur leid,
Daß er die Strafe fühlt, die ich ihm zugesprochen,
Nicht, daß er seinen Eid gebrochen.

* * *

Ihr armen Schlesier! Ihr seufzet, heult und schreyt.
Warum denn? Weil ihr itzt * viel Noth und Hunger duldet;
Nicht darum, daß ihr ihn verschuldet.
Der Säufer war ein Narr: Sagt, ob ihr klüger seyd?

* 1736.

Die

* *

Die XXIII. Fabel.

Das
Windspiel und der Dachshund.

Ein Windspiel stach einst einen Dachshund an,
Als hätt ihn die Natur nur oben hin gemacht.
Du hast zwar einen Leib, doch keine Beine dran,
Du bist ein halber Hund, und wirst nur ausgelacht;
Mich jammert nur dein ehrliches Gemüthe,
Dem wider alles Recht so viel zu kurz geschehn;
Geh nur, verkreuch dich in die Hütte,
Und laß dich gar nicht weiter sehn.
Allein der Dachshund sprach: Mein Freund! du irrest sehr;
Wir Thiere sind an Gaben unterschieden,
Ich bin so, wie ich bin, mit der Natur zufrieden.
Wenn ich ein Windspiel worden wär:
So würd ich freylich nicht so niederbeinigt seyn.
Ein Dachshund, so wie ich, braucht keine längre Füsse,
Und wenn mir die Natur die deinen überliesse:
Was brächte mir der Tausch doch wohl für Vortheil ein?
Ha ha! Mehr als zu viel! rief unser Windspiel aus,

Siehst

Siehst du den Hasen dort auf jener Wiese springen?
Bedenk einmal, wie weit er schon voraus,
Den will ich gleich zurücke bringen;
Was meynst du? Hast du Lust zu wetten?
Es soll mir gar was leichtes seyn;
Ich weis gewiß, du holtest ihn nicht ein,
Und wüßtest du dir auch das Leben mit zu retten;
Versuchs und thu mirs nach! In einem Augenblicke
Kam der geschwinde Hund dem Hasen glücklich bey,
Und bracht ihn im Triumph, mit vieler Prahlerey,
So gleich aus seiner Flucht zurücke.
Schau, sprach er, das kann ich! Ist nun mein Vorzug klar?
Der Dachshund ward zu seinem Glücke
Von weiten einen Dachs gewahr.
Herr Bruder! sprach er, hol mir den:
So will ich dir gewonnen geben.
Der Windhund sagte: Gleich! du wirst dein Wunder sehn.
Er stieß getrost drauf los; allein er kam darneben.
Der schlaue Dachs begab sich in sein Loch.
Der Windhund trat davor, stieß grobe Reden aus,
Und forderte den Dachs heraus,
Der Dachs, der immer tiefer kroch,
Nahm keinen Schimpf nicht an. Ha! rief er, so verwegen?
Ich komm dir nicht hinaus; itzt ist mirs nicht gelegen;
Erspahr dir nur die Müh; du wirst dir nichts erstehn;
Du kannst indessen schon einmal nach Hause gehn,

Du möchtest sonst auf mich zu lange warten müssen.
Geh nur! ich mag von dir nichts wissen.
Der Dachshund kam dazu. Wie, sprach er, siehts denn aus?
Wo hast du deinen Feind? Der Sieg währt trefflich lange!
Dort kroch er in das Loch. Nu, hol ihn nur heraus!
Ist dir etwan der Eingang zu gedrange?
Mir nicht. Schau her! So muß mans machen.
Er kroch dem Dachse nach, und zog ihn gleich hervor.
Gelt! rief er, lauf nun hin, und schreib dirs hinters Ohr:
Man müsse keinen nicht so schlechterdings verlachen,
Es fallen überall die Gaben ungleich aus.
Doch hat ein jeder stets vor andern was voraus.

****

Die XXIV. Fabel.

Die Spinne und die Bienen.

Die größte Spinne von der Welt,
Ein rechter Vampyr für die Fliegen,
Hatt einst, um ihren Durst nach Blute zu vergnügen,
Ihr selbstgemachtes Garn recht künstlich aufgestellt.
Den Ort der Stallung gab das Dach an einem Hause,
Woran das Schwalbenvolk sonst anzubauen pflegt.
Hier hatte sie den Grund zu ihrem künftgen Schmause
Den Fliegenkirchhof angelegt.
Indem sie nun so saß, und auf ihr Wildpret paßte,
Durchflog ein Bienenschwarm das nahgelegne Feld,
Und bat sich auf den Klee hier gleichsam selbst zu Gaste,
Als ein berühmtes Volk, das viel von Blumen hält.
Die Spinne schrie die Bienen neidisch an:
Was wollt ihr? packt euch fort! ihr habt hier nichts verlohren.
Die Blumen sind für mich, und nicht für euch gebohren.
Die Bienen kehrten sich nicht dran,
Und schmausten ungestöhrt drauf los.
Die Spinne, welche dieß um desto mehr verdroß,
Rief: Hört! der Bauer kömmt! der wird euch Dieben schon,
Die Mahlzeit zu gesegnen wissen.
Ich rath euch guts, fliegt lieber bald davon!
Er tritt euch ganz gewiß mit Füssen;

Ich

Ich kenn ihn schon an seiner trozgen Mine.
Wir sind so blöde nicht, sprach eine junge Biene,
Den will ich sehn, der uns die Blumen hier verwehrt,
Und uns in unsrer Arbeit stöhrt;
Wir lassen uns so leicht nicht furchtsam machen.
Bekümmre dich nur selbst um dich und deine Sachen.
Was? hörte man die Spinne schreyn,
Ist das erlaubt, ein Weib von so viel Jahren
So unbescheiden anzufahren?
Ich könnte, grobes Thier! schon deine Mutter seyn.
Wo bleibt die Höflichkeit, die du mir schuldig bist?
Ein Kind, das, so wie du, noch nicht weit kommen ist,
Muß alten Leuten nicht so trotzig widersprechen.
Je! sprach die Honigsammlerinn,
Was hab ich denn gesagt? Ist das denn ein Verbrechen,
Daß ich so offenherzig bin?
Wenn du gleich älter bist = = wiewohl das fragt sich noch;
Das Alter, welches uns mit Ehr und Rang vermählet,
Wird nur den Thaten nach, nicht nach der Zeit, gezählet;
Was weißt du Guts von dir? Wohlan! erzähl mirs doch,
Und zeige mir, wie weit du älter bist, als ich;
Ich schätz dich in der That viel jünger noch, als mich,
Ich geh ins dritte Jahr. Gut! rief die Jägerinn:
So rechne denn einmal, ob ich nicht älter bin?
Mein Alter hat bereits das sechste Jahr erstiegen.
O! fuhr die Biene fort, darauf kömmts hier nicht an;
Sag erst, was hast du denn die ganze Zeit gethan?
Ich spinne, wie du siehst, und lebe von den Fliegen,

Die sich in meinem Garn verfitzt.
Wem, gab die Biene drauf, hat dieses was genützt?
Dem Menschen? dem wir Thiere dienen?
O nein! ihr Spinnen dient nur euch;
Ganz anders ist es mit uns Bienen.
Wir dienen uns, doch andern auch zugleich.
Das Honig, welches wir, nach der gewohnten Art,
Als einen Schatz in unsre Zellen tragen,
Wird halb für unsern Wirth, halb für uns selbst gespart;
Was ist der Welt gedient mit deinem Fliegenjagen?
O wer sein Lebenlang, von seiner Kindheit an,
Wie du, nichts nützliches gethan:
Der mache sich nur nicht mit seinen Jahren breit;
Verdienste machen groß, nicht die verfloßne Zeit.
Das Alter an sich selbst ist gar kein Ehrenzeichen;
Es ist vielmehr ein Schimpf für dich und deines Gleichen;
Und wärest du so alt, als Erd und Himmel sind,
Du bleibst, dem Werthe nach, gleichwohl noch stets ein Kind.

* *

Die XXV. Fabel.

Die Tugenden und die Laster.

Ein abgelegner Ort, von Bäumen dicht umgeben,
Bewog die Tugenden, bey ihrem müßgen Leben
Sich hier durch einen Spaß die Grillen zu vertreiben.
Sie wählten sich das Heyrathsspiel;
Warum? das Frauvolk hält vom Hochzeitmachen viel;
Sie wollen insgesamt nicht gerne Jungfern bleiben.
Die Großmuth paarte sich hier mit der Gütigkeit;
Die Keuschheit ward durchs Looß der Liebe beygezählet,
Die Demuth hatte man der Gottesfurcht vermählet;
Die Tapferkeit ward Braut mit der Bescheidenheit.
Es ward auf diesen Fuß so lange fortgefahren,
Bis alle Tugenden theils Braut, theils Bräutgam waren.
Gott Jupiter sah eine lange Zeit
Der angestellten Lustbarkeit
Mit Wohlgefallen zu, rief aber endlich aus:
Was für ein Nutzen kömmt aus diesem Spiel heraus?
Wißt ihr die edle Zeit nicht besser anzulegen?
Besinnt ihr euch nicht mehr, daß ihr der Menschen wegen
Von mir erschaffen seyd? Nur fort mit euch von hier!

* *

Dort bey den Menschen müsset ihr
Euch suchen an den Mann zu bringen.
Bewerbet euch um sie! Es wird euch schon gelingen.
Geht! geht! doch daß ihr auch vonsammen unterschieden
Und auch zugleich beliebter seyd:
So schenk ich hiermit einer jeden
Ein ihrer Art gemässes Kleid.
Die Schaar der Tugenden war nun dahin bedacht,
Durch Hülfe dieser neuen Tracht,
Sich bey den Menschen einzulieben;
Allein sie irrten sich in ihrer Rechnung sehr.
Sie fanden in der That bey wenigen Gehör;
Die mehrsten hatten sich den Lastern schon verschrieben.
Schien jemand gegen sie ein zärtlich Herz zu hegen:
So war es doch nur auf den Schein;
Man liebte sie nur bloß der schönen Kleidung wegen.
Den Lastern schien gleichwohl dabey nicht wohl zu seyn.
Der Stolz, die Wollust und der Neid
Beschlossen einen Rath so gleich bey guter Zeit
Die Tugenden gewaltsam zu bekriegen.
Ihr Freunde sprach die List, wir werden uns betrügen,
Mit Nachdruck und Gewalt scheint hier nicht viel zu thun.
Der Sieg ist zweifelhaft; man laß es drauf beruhn;
Ich werde schon was wissen auszusinnen.
Ein kluger Streich kann oft mehr als die Macht, gewinnen.
Schon gut! itzt fällt mir gleich was ein,
Denn da die Tugenden nur bloß der Kleidung wegen
Bey vielen angenehm und gern gesehen seyn:

So

So dürfen wir nur Hand zu Werke legen,
Damit wir sie um ihre Kleider bringen.
So bald man sie wird nackend sehn:
Wird ihnen jedermann den Rücken schimpflich drehn,
Und sie, wie ehedem, aus Land und Stadt verdringen.
Dieß traf auch alles richtig ein.
Die nackten Tugenden verlohren ihre Freunde,
Dafür bekamen sie viel tausend neue Feinde;
Man suchte sie ohndem für zänkisch auszuschreyn,
Für ein verbißnes Volk, das alles Sünde nennte,
Ein Volk, dem man den Kopf nicht tief gnug hängen könnte.
Kurz um, sie machten sich bey jedermann verhaßt.
Ihr frommer Eigensinn ward aller Welt zur Last;
Die Menschen wollten nichts von ihnen weiter wissen,
Indem sie sie verächtlich von sich stiessen.
Die Tugenden beklagten sich
Drauf bey dem Jupiter, sein Mitleid zu erregen,
Des Kleiderraubs und der Verachtung wegen.
Allein der weise Gott sprach: Schweigt! Ich werde mich
Deswegen nicht erst selber rächen;
Die Menschen strafen sich hier selbst durch ihr Verbrechen.
Die Laster konnten sich ohn alle Furcht und Scheu,
Vor Jupiters gereizten Donnerkeilen,
In die gestohlnen Kleider theilen.
Der Rock der Gottesfurcht kam an die Heucheley;
Der Geiz nahm den Habit der klugen Sparsamkeit;
Die Nächstenliebe mußt ihr Kleid
An die Verschwendung überlassen.

Wer wollte nun so schöne Laster hassen?
Und ob gleich hier und da noch manche Tugend war:
So mußte sie doch stets, aus Furcht vor der Gefahr,
Verborgen vor der Welt, ganz schlecht und dürftig leben.
Den Lastern ward der Rang durchgehends Preis gegeben,
Die aller Augen an sich zogen,
Und in der frommen Tracht die ganze Welt betrogen.

* * *

Der Leser fragt vielleicht: Wo dieß geschehen sey?
Allein ich setze hier den Ort mit Fleiß nicht bey,
O Einfalt! sprech ich drauf; was fragt man denn erst: Wo?
Es geht ja allenthalben so.

E N D E.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stoppe, Daniel, 1697-1747

Neue Fabeln oder moralische Gedichte der Jugend zu einem nützlichen Zeitvertreibe aufgesetzt

Bd.: [1]

Breßlau (1745)

P.o.germ. 1425 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10312710-0
VD18 90490215-001